



Diedrich Lohmeyer

Erinnerungen



INHALT

DIE GROSSELTERN	3
DIE ELTERN.....	4
GEBOREN IN BRÜSSEL	6
1914: NACH DETMOLD UND ZURÜCK.....	14
DIE SCHWESTERN	19
1918: VON BRÜSSEL NACH DETMOLD	22
1920: KARGE JAHRE IN HAMBURG-ROTHENBURGSORT.....	26
KALAUER UND SPRÜCHE	37
SATANS- UND ANDERE BRATEN	45
IN DIE HAMBURGER INNENSTADT	48
1923: CUXHAVEN.....	51
DIE „GOLDENEN ZWANZIGER“	58
INFLATION VOM KRIEGSENDE BIS NOVEMBER 1923.....	61
RADIO-ZEIT	65
DAS GÄSTEBUCH	72
1928: LEHRZEIT IN HAMBURG	74
1930: GÜTERSLOH UND PETERSHAGEN	76
MOTORRÄDER.....	78
1932: WIEDER IN CUXHAVEN	80
1934: SELBSTSTÄNDIG.....	84
1936: HOCHZEIT	86

Diedrich Lohmeyer
1955



DIE GROSSELTERN

Mein Großvater, August Leopold LOHMEYER, war Domänenpächter, also Landwirt in Falkenhagen/Lippe. Er hatte es schwer, mit den Erträgen seines Gutes die große Familie zu ernähren. Darum machte er sich eine Mode der damaligen Zeit zunutze: Er züchtete in Fischteichen Goldfische, die Mitte des 19. Jahrhunderts in kugelrunden Glasaquarien in keinem Salon fehlen

durften. Er verkaufte seine kleinen Goldfische in Leipzig auf der Messe. Manchesmal hatte er Ärger mit der Eisenbahn, die seine Fracht ab Polle nach Leipzig beförderte. Die Fische wurden nicht richtig gefüttert, oder vergossenes Wasser wurde nicht nachgefüllt, obwohl er für diese Arbeiten allerlei Geld bezahlt hatte. – Wurden seine Fische in den Teichen zu groß – man verlangte für die Aquarien nur Stücke bis ca. 5 cm –, dann erschienen sie gekocht auf der Mittagstafel, um die vielen hungrigen Mäuler zu stopfen.



**August Lohmeyer
(1815–1871)**



Gutshaus Falkenhagen

Der Großvater starb 1871. Die Familie siedelte um nach Detmold in die Lagesche Straße 55 (das Haus wurde 1943 durch Bomben total zerstört). Er hatte seiner Familie ein kleines Kapital hinterlassen, welches es der Großmutter Georgi Lohmeyer, geb. Wippermann, ermöglichte, nicht nur 2 Söhne studieren zu lassen (darunter mein Vater) sondern auch dem ältesten Sohn Heinrich das Rittergut Niedergöllschau bei Haynau/Schlesien zu kaufen. Ebenso erhielten die 3 Schwestern eine gute Aussteuer.



**Georgi Lohmeyer 1908
(1834–1915)**

An die Großmutter erinnere ich mich noch. Wir besuchten sie in Köln, als sie bei ihrer Tochter Emmy Wilms zu Besuch war, von Brüssel aus. Sie trug, der damaligen Sitte in Lippe entsprechend, dunkle Witwen-tracht und ein dunkles Häubchen mit einem ganz schmalen weißen Rand.

–oo00oo–



Georgi Lohmeyers Haus in Detmold, Lagesche Straße 55

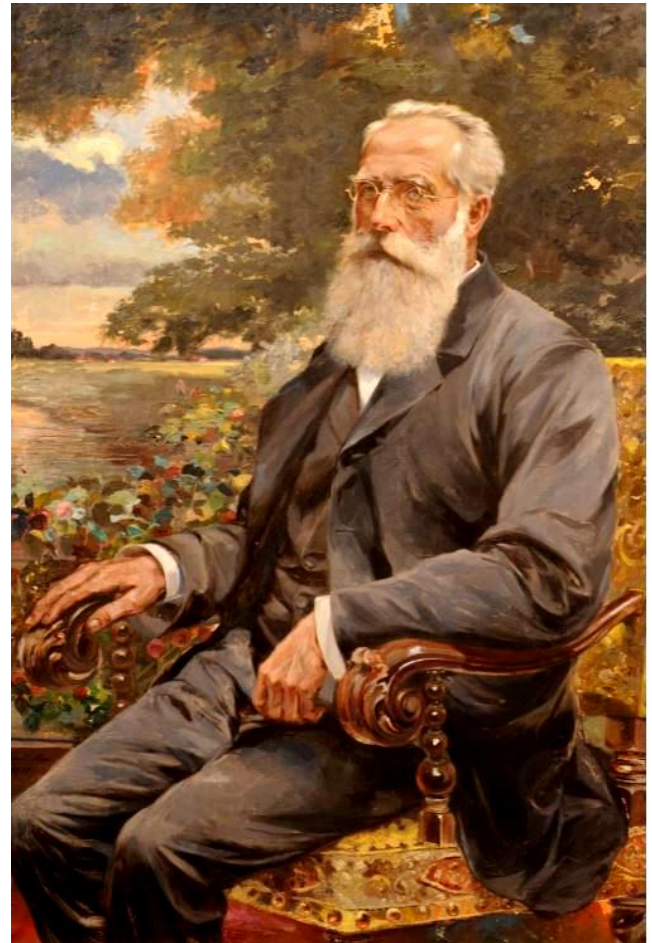
Der Vater meiner Mutter, Johann Diedrich ROHDE, arbeitete sich vom kleinen Landschullehrer zum Professor Doktor phil. empor und gründete im Jahre 1888 die erste höhere Staatsschule in Cuxhaven. Er starb 1908 kurz vor meiner Geburt und wurde 66 Jahre alt.

Er war ein unermüdlicher Arbeiter. Mir wurde erzählt, daß er Abend für Abend an seinem Stehpult wissenschaftlich arbeitete. Aus seiner Feder stammen 15 kleinere und größere Arbeiten wissenschaftlichen und heimatkundlichen Inhalts, die alle im Druck erschienen. Außerdem hat er seine Lebensgeschichte geschrieben, die in einem Bändchen von ca. 60 Seiten nach seinem Tode erschien. –

Wenn ihm nach stundenlanger Arbeit zu kalt wurde, dann nahm er das lange Stahllineal und schlug sich damit die Beine, heute würde man sagen, um den Kreislauf in Gang zu bringen.



Seine Frau, meine Großmutter Gesine Wenke, war eine Seemannstochter. Sie neigte dazu, zu kränkeln, was dem Großvater garnicht gefiel. Als er sie eines Tages dabei antraf, daß sie ein Doktorbuch zu Rate zog, da nahm er es ihr weg und schloß es in seinem Schreibtisch ein. Die Familie Prof. Rohde hatte 7 Töchter, die älteste Tochter war meine Mutter Wilhelmine. Sie sollte auf den Namen Minna getauft werden. Aber der Standesbeamte lehnte diesen damals unüblichen Namen ab!



Prof. Dr. Johann Diedrich Rohde (1842–1908)

DIE ELTERN

Mein Vater, Karl Friedrich Wilhelm Lohmeyer, geboren am 30. März 1868, also vor dem Krieg 70/71, in Falkenhagen/Lippe, studierte Pädagogik an der Universität in Bonn. Als junger Lehrer kam er an die neu gegründete Höhere Staatsschule in Cuxhaven. Dort verliebte er sich in die älteste Tochter seines Direktors, nämlich Wilhelmine oder Minna Rohde. – Diese Verlobung mußte zunächst sehr geheim gehalten werden, denn es war von der Schulbehörde nicht erwünscht, daß Lehrer oder der Direktor miteinander verwandt oder verschwägert waren. Um seinen neuen Verlobungsring nicht abnehmen zu müssen, hielt mein Vater eine Turnstunde in Handschuhen ab, was in dem damals kleinen Cuxhaven zu viel Gerede führte. Professor Rohde wohnte damals in einem Eckhaus am Westerwischweg,

**Karl Lohmeyer
mit Mutter Georgi 1901**



dort, wo der Professorenstieg abzweigte, heute Abendrothstraße. Direkt gegenüber wohnte der Weinhändler Schleyer. Die Schleyerskinder hatten bald herausbekommen, daß der junge Doktor Lohmeyer häufig im Hause Rohde Besuche machte. Eines Tages, so erzählte uns später einer der Schleyer-Söhne, als die Familie zu Tisch saß, sah man plötzlich Doktor Lohmeyer aus dem Rohde-Haus kommen. Alles rannte zum Fenster, um sich den Anblick nicht entgehen zu lassen, nur der Jüngste blieb am Tisch und aß seinen Geschwistern alle Würstchen vom Teller!

Geheiratet haben die beiden Verlobten am 16. Juli 1897. Sie zogen nach Hamburg, wo mein Vater am Wilhelm-Gymnasium angestellt wurde. Ihre erste Wohnung war an der Klosterallee 100. Der Hinterbalkon der Wohnung war direkt über einem Fleet – das ist ein Kanal durch die Stadt Hamburg –, auf dem bei Flut Kähne und Schuten verkehrten. Natürlich passierte es schon

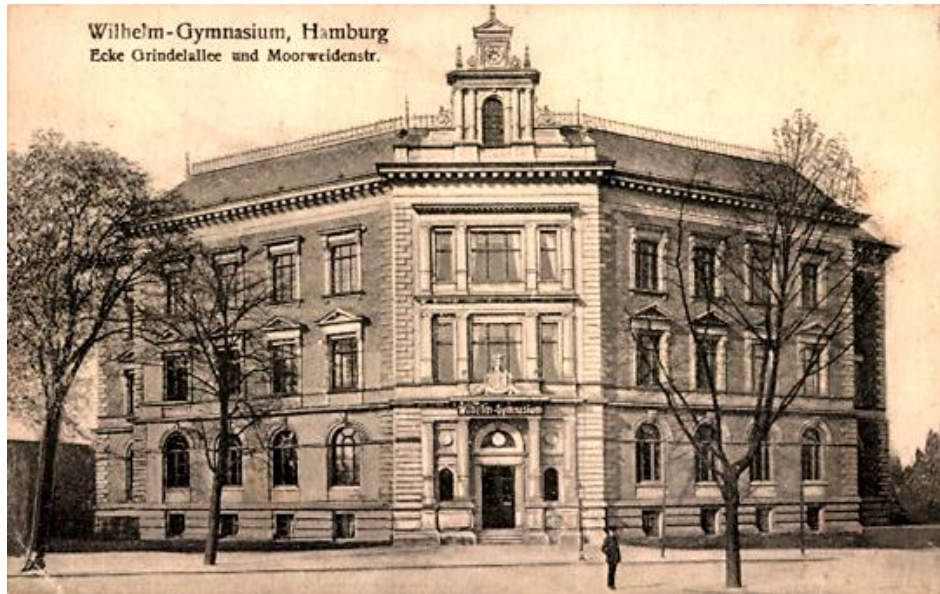
mal, daß etwas mehr oder minder Wertvolles vom Balkon in das Fleet fiel. Dafür gab es den Fleetenkieker, der bei Ebbe durch den Schlamm der Fleets ging, um allerlei Brauchbares einzusammeln, um es gegen Finderlohn seinen Besitzern zurückzugeben. –

Meine Mutter erzählte, daß es zunächst in der Küche von Kakerlaken gewimmelt hätte. Es gab nur ein Mittel damals gegen diese Tiere: die Ritzen zwischen den Bodenfliesen mit kochendem Wasser zu begießen. Ich möchte bezweifeln, daß sie damals der Plage Herr geworden ist. In meiner Seefahrtszeit gab es auf vielen Schiffen Kakerlaken, die man selbst mit moderner Chemie nicht ausrotten konnte.

Mein Vater besaß die Lehrbefähigung (Facultas) für Latein, Griechisch und Hebräisch. Bei seinem zunächst schmalen Gehalt konnte er sich etwas nebenbei verdienen mit Privatstunden an Judenkindern in Hebräisch, damit sie ihren Talmud lesen konnten. Mit dem Privatstundengeld hat er sich damals auch sein erstes Fahrrad gekauft. Fahrräder in der jetzt üblichen Form kamen erst um die



**Das Haus Klosterallee 100 in Hamburg grenzt
direkt an den Isebek-Kanal**



Das Gebäude gehört heute zur Staats- und Universitätsbibliothek

Jahrhundertwende auf, vorher gab es meist nur Hochräder, wie wir sie nur aus Bildern kennen. Mit einem Fahrrad zu fahren, galt damals als große Kunst. Es gab damals Fahrrad-Lehrer so wie heute Fahrschullehrer.



Minna und Karl Lohmeyer 1907

GEBOREN IN BRÜSSEL

Anfang des neuen Jahrhunderts wurde meinem Vater die Stelle eines Direktors an der neu gegründeten Deutschen Schule in Brüssel (Belgien) angeboten. Ins Ausland zu gehen, galt damals als gewagtes Unternehmen. Aber mein Vater, ein Mann der Tat, nahm kurz entschlossen an, und ging im Jahre 1904 mit Frau und 3 Töchtern nach Belgien.

Zwar hatte der Vater Französisch auf der Schule gelernt, aber anfangs hatte er in dem fremden Lande doch Schwierigkeiten, die Belgier zu verstehen. Da kam der Schuldiener in sein Büro und meldete: „Le coke est là!“ Also so etwa: „Vor der Tür steht der Wagen mit dem Zentralheizungs-Koks.“ Aber mein Vater meinte zu verstehen, es handelte sich um einen Besucher namens Coke und antwortete: „Laissez entrer!“ Was den biedereren Schuldiener natürlich sehr amüsierte.

Sonnabend, der 3. Juli 1909, war in Belgien ein warmer Sommertag. Im Hause Avenue Jeanne 28 im Brüsseler Vorort Ixelles



**Brüssel, 28 Avenue Jeanne
(Foto: Google Maps)**



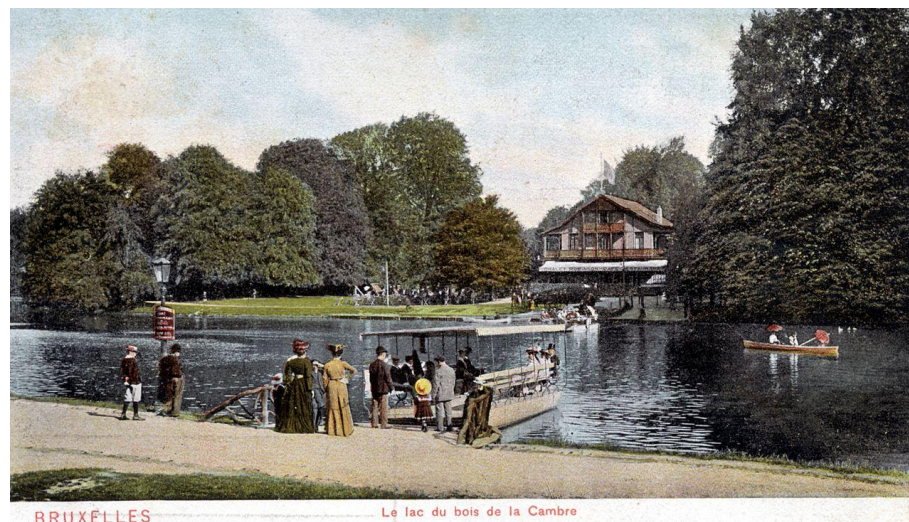
war es außerdem ein Tag voller Aufregung und Hektik. Unser Vater, Dr. Karl Lohmeyer, junger Direktor der Deutschen Schule, erwartete den geheimen Rat Dr. Nelson, der als Reichskommissar und Vertreter des preußischen Kulturministeriums die ersten Reifeprüfungen an der jungen

Deutschen Schule abhalten sollte. Aber noch ein anderer Gast wurde erwartet, wenn auch weniger bedeutend, aber für die Familie mit Spannung erwartet. Die 3 Schwestern sollten eine Schwester oder vielleicht sogar einen Bruder bekommen. Eigentlich sollte das freudige Ereignis schon ein paar Tage früher stattfinden. Aber das kleine Wesen lief sich Zeit. Dann, am Abend des 3. Juli, wurde es geboren, ein Junge, der lang erhoffte Stammhalter! Sein Gewicht war 8 Pfund weniger 200 Gramm, wie sein Vater froh in einem Brief an die Verwandten in Deutschland schrieb. Aber der kleine Diedrich hatte es garnicht sehr eilig, sich in der neuen Umgebung bemerkbar zu machen. Die gute Kindsfrau mußte ihm erst einige Male recht kräftige Klapse geben, bis das Kind die ersten Töne von sich gab. Aber dann war die Freude der ganzen Familie groß. Die drei Schwestern durften ihr Brüderlein mal kurz auf den Arm nehmen.

Der Vater benutzte jede kleine Pause zwischen seinen Schulpflichten, um seine Frau und seinen Sohn zu besuchen. Er schrieb am 10. 7. in einem Brief an seine Geschwister:

Seine 3 Schwestern sind täglich neu von ihm entzückt, aber auch die Eltern finden ihn auffallend menschlich und nett. Von Anfang an war er hübsch rund und fett, von rosigem wunderweichen Fell und zierlichen Gliedern. Die Augen sind groß und blau, das Haar jetzt hell kastanienbraun mit goldigem Schimmer, es verspricht bald dunkel zu werden. Die Nase ist kräftig entwickelt und – darf ich es sagen – recht in die Breite gehend, also Lohmeyer'sch, der Mund zierlich und klein mit fehlender oder wenigstens kurzer Oberlippe, also ganz die Mama. Am ganzen Körper ist er wohlgebildet, nur seien die Füße, mit denen er sich bei der Nahrungsaufnahme schon kräftig anstemmt, nicht allzu klein, also männlich, sagt die Mutter!

Und weiter der Brief des stolzen Vaters: „Minna sagt täglich, sie habe es noch nie bei früheren Gelegenheiten so gut gehabt wie jetzt. Sie sieht blühend aus und fühlt sich in der Ruhe des Schlafzimmers mit dem Blick auf die grünen Gärten und hohen Bäume recht wohl!“ Noch viel mehr schrieb damals unser Vater in dem 7 Seiten langen Brief nach Deutschland, sicherlich war die Geburt des Stammhalters die Erfüllung seines langgehegten Wunsches.



Später im Leben habe ich erfahren müssen, daß es nicht ganz leicht ist, der Sohn eines so bedeutenden Mannes zu sein, wie es mein Vater war. Natürlich erwartet jedermann, daß der Sohn wenn nicht größer, so doch mindestens ebenso groß wird wie sein Vater. Daß die Begabung des Kindes vielleicht auf ganz anderen Gebieten liegt wie die des Papas, wird selten bemerkt. Jetzt am Ende meines Lebens stelle ich immer mehr fest, daß ich es in einem praktischen Beruf leichter gehabt haben würde.

Der kleine Diedrich bekam seinen ersten Namen von seinem Großvater Johann Diedrich Rohde, Cuxhaven. Aber weitere 4 Patennamen bescherten mir meine stolzen Eltern, nämlich Bernhard (nach dem Bruder des Großvaters Rohde), Adolf (nach meinem Onkel Adolf Schumpelik, Schwager meiner Mutter), Heinrich (nach dem ältesten Bruder meines Vaters, Gutsbesitzer in Schlesien) und Karl (ein Lohmeyerscher Familienname und Vaters Name). Im Laufe meines Lebens habe ich wiederholt erfahren, daß bei Aufnahme der Personalien sich die betreffenden Beamten mehr oder minder amüsiert haben wegen dieser 5 Vornamen.

Eine weitere Schwierigkeit hatte ich immer wieder mit meinem Geburtsort. Ixelles ist ein Vorort von Brüssel, damals selbstständig, heute eingemeindet. Auf Flämisch hieß es Elsene. Wiederholt bekam ich Schwierigkeiten, wenn ich als Geburtsort Brüssel angab, wo doch in meinem Geburtsschein Ixelles (Elsene) stand. Schließlich konnte ich durchsetzen, daß in meiner Personalakte stand: Ixelles, jetzt Brüssel.

Wenn Ihr mich fragt, meine Lieben, woher ich alle diese Einzelheiten aus den ersten Tagen meines Lebens weiß, dann muß ich Euch verraten, daß trotz zweimaliger Flucht aus Belgien (1914 und 18) und etlicher Umzüge usw. wunderbarerweise eine Mappe mit vielen Erinnerungsstücken und Briefen immer mit kam. Noch heute kann ich Euch die Glückwünsche und Telegramme zum 3. Juli 1909 zeigen.

Meine ersten Kindheitserinnerungen stammen so etwa aus meinem vierten Lebensjahre. Was vorher geschah, haben mir meine Eltern und Geschwister erzählt. So zum Beispiel:



Brüssel, Weltausstellung 1910, Blick von Westen: Die „Brüsseler Kirmes“-Sektion mit der großen Wasserrutsche. Direkt hinter den Gebäuden (wo links die Bäume zu sehen sind) befinden sich die angrenzenden Gärten der Häuser in der Avenue Jeanne



Der Brand des Grand Palais auf der Weltausstellung am 14./15. August 1910. Links die Kirmes-Sektion

Nicht immer hatte meine Mutter Zeit, sich persönlich um mich zu kümmern. Wir hatten damals aber mehrere Dienstboten, allen voran die treue Anna Ludovici, eine Belgierin. Alle diese Mädchen setzten ihren Ehrgeiz darein, mich möglichst gut zu ernähren. So stellte meine Mutter eines Tages fest, daß man mir als Kleinkind, um mich besonders zu pflegen, von der Hühnerbouillon die oberste Fettschicht zu essen gab, was mir natürlich garnicht bekam. Aber wer wußte damals schon was von Vitaminen und gesunder Babykost.

Ich war kaum 1 Jahr alt, als ein Ereignis eintrat, das leicht schlimme Folgen für meine Geschwister und mich hätte haben können. Hinter unserem Hause Avenue Jeanne erstreckte sich ein weites unbebautes Feld, auf dem die Weltausstellung 1910 aufgebaut wurde. Genau hinter unserem Garten war der Vergnügungspark mit seiner lauten Musik und Gekreisch auf der Wasserrutschbahn. Dort brach eines Nachts ein Feuer aus, das sich in der Budenstadt rasch ausbreitete. Die Feuerwehr von Ixelles bemühte sich redlich, der Flammen Herr zu werden. Die Brüsseler Feuerwehr, die zu Hilfe eilte, konnte nicht mit löschen, weil Hydrantenanschlüsse in Ixelles nicht zu den Schläuchen der Brüsseler „Pompiers“ paßte.



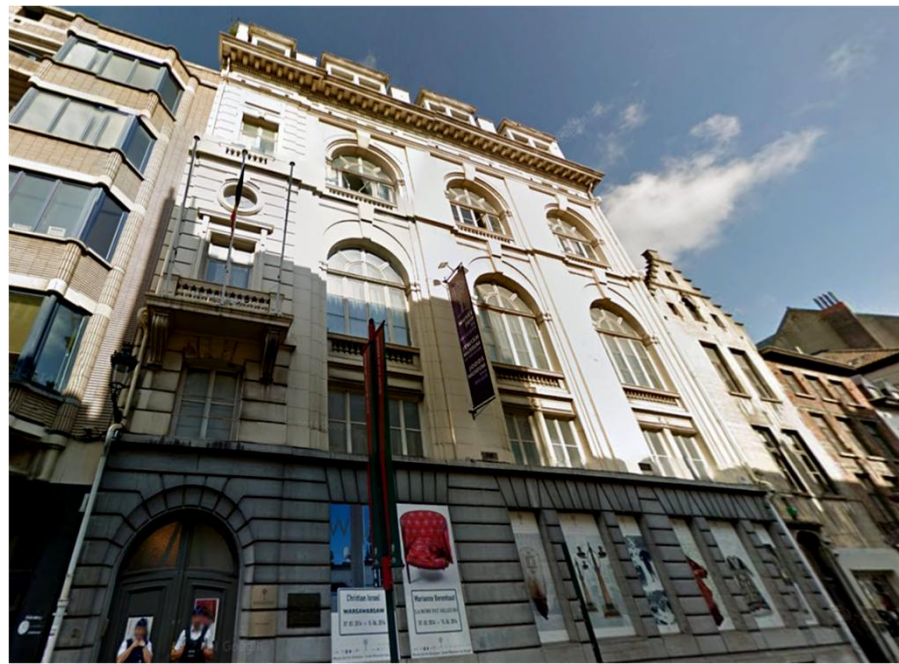
Die Kirmes-Sektion nach dem verheerenden Brand, Blick von Osten. Zu erkennen ist nur noch der Wasserrutschen-Teich

So war die Avenue Jeanne in großer Gefahr. Die Polizei befahl die Räumung der Häuser. Freiwillige Helfer und unsere Dienstboten beförderten uns Kinder in ein entfernteres Stadtteil, wo man uns, wie die Schwestern erzählten, alle vier in eines der Ehebetten legten. Die Eltern waren nicht zu Hause, auf einer kleinen Reise im Westen Belgiens an der Küste. Beim Frühstück lasen sie die Hiobsbotschaft in der Morgenzeitung. Was Wunder, daß sie zu Tode erschrocken sofort nach Brüssel zurückeilten. Aber als sie ankamen, waren wir schon wieder in dem gottlob unversehrten Hause. Und unserem Eigentum war nichts geschehen, nur soll es noch wochenlang nach Brand gerochen haben. Noch nach Jahren konnte man an der hinteren Gartenmauer Brandspuren sehen. Und unser Vater baute uns aus Balken, die in großer Zahl auf der Brandstelle herumlagen, eine schöne Schaukel.

Jetzt könnte ich eigentlich beginnen, in meinen eigenen Erinnerungen zu kramen:

Da war zunächst mein Geburtshaus in der Avenue Jeanne. Es war eine kleine Straße, holprig gepflastert mit 2 Reihen Bäumen an den Fußsteigen. Sie führte von der Avenue Solbosch bis in den Bois de la Cambre. Unser Haus Nr. 28 war ein mittleres von einer Reihe gleicher Häuser, heute würde man sagen, ein Reihenhauses. Sehr schmal waren diese Häuser, ich schätze nur 5–6 Meter Straßenfront. Das kommt daher, weil man in Belgien statt Grundsteuer Fenstersteuer bezahlen mußte. Aber in der Tiefe hatte das Haus 3 Zimmer hintereinander, das mittlere natürlich ohne Fenster und nur beleuchtet durch Schiebetüren nach vorn und hinten. Da war unten

das Souterrain mit Küche, Frühstückszimmer und Waschküche. Darüber schon eine halbe Treppe hoch die Bel-Etage mit Wohnzimmer, Musikzimmer und Salon. In der 1. Etage Vaters Arbeitszimmer und das große Elternschlafzimmer, in dem ich im vorderen Teil schlief. Dann kamen noch 2 Etagen für die Zimmer der Schwestern, die Mädchenkammern und das Bad. Recht geräumig das Ganze und ausreichend für unsere 6-köpfige Familie samt Dienstboten. Auf der Hinterseite des Hauses kam man über eine Terrasse in den Garten, der nach meiner Erinnerung schräg einen Hügel hinaufging, rings umgeben von hohen Mauern. Da bei starkem Regen viel Wasser und Erde den Hang runter auf die Terrasse spülte, legte unser Vater mit Brettern und Balken Querdämme über die Gartenwege, um den Wasserstrom zu bremsen. „Staudämme des Nils“ nannte er das stolz, demnach hat es in Ägypten schon damals Dämme im Nil gegeben. –



In der Rue des Minimes 21 befand sich damals die von Professor Dr. Karl Lohmeyer geleitete deutsche Schule (Foto: Google Maps)

An der hinteren Gartenmauer zeigte man mir, als ich größer geworden war, die Spuren des Weltausstellungs-Brandes, angebrannte Efeuranken und Obstbaumäste. In diesem hinteren

Teile des Gartens hatte später im 1. Weltkrieg auch unsere Gans „Mimi“ ihren Stall. Der Haufen, auf dem sie ihr Geschäft erledigte, nannten wir „Montagne de la Cour“, Hofberg, eine bekannte Straße in der Stadt Brüssel.

Dieser Garten war, so lange ich zurückdenken konnte, mein einziger Spielplatz, in dem ich fast immer allein war. Die 3 Schwestern gingen natürlich zur Schule, Gertrud 11 Jahre, Irmgard 9 Jahre und Hildgund (Gundi) 6 Jahre älter als ich. In der Nachbarschaft mindestens ab 1914 Feindesland, Menschen, die uns nicht liebten und die wir nicht liebten, also als Spielkameraden für uns nicht in Frage kamen.

Wenn ich heute darüber nachdenke, dann merke ich zu merken, daß mich diese Tatsache des fast immer Alleinseins doch merklich in meiner Entwicklung gehemmt hat. Später werde ich berichten, wie sich das bei unserer Rückkehr nach Deutschland für mich ausgewirkt hat.

Hier noch ein paar Erinnerungsbrocken aus meinen ersten Jahren:

Da gab es in Belgien wie auch in Deutschland für Kinder längliche Zwiebäcke. Die gab man mir, wenn ich in meinem Stühlchen saß, damit ich Ruhe gab. Ich bekam so einen Zwieback in die Hand und begann ihn abzuknabbern. Hatte ich die eine Seite aufgegessen, drehte ich die Hand herum, knabberte die andere Seite, die dort heraus sah. Und wenn ich dann nicht mehr weiter kauen konnte, weil ein Teil in meiner Faust verborgen war, dann fing ich fürchterlich an zu schreien. Eines Tages gab es Schokoladenpudding. Der stand zufälligerweise so nahe bei meinem Platz, daß ich voller Begeisterung mit beiden Händen hineingreifen konnte und der Pudding zwischen meinen Fingern herausquoll!

Schon vor dem Kriege hatten meine Eltern jeden Sonntagnachmittag offene Tür für Deutsche, die allein in Belgien lebten. Sehr oft bekam ich dann von den Gästen etwas mitgebracht. Da ist es dann vorgekommen, daß ich als kleiner Bursche unter dem Kaffeetisch herumkroch, die Handtaschen der Damen untersuchte und sagte: „Tanta, Ottotata!“, was den Eltern natürlich sehr peinlich war.

Das Fahrgestell eines alten Puppenwagens der Schwestern benutzte ich als Fahrzeug, um damit den schrägen Gartenweg hinabzurollen. Das ging so lange gut, wie der Wagen von allein in die Laube einbog. Aber eines Sonntags bekam ich die Kurve nicht und stürzte kopfüber die Treppe zur Terrasse herab, wo gerade die Sonntagsgesellschaft bei Kaffee und Kuchen saß. Riesenaufregung, aber mir war nichts passiert.

Wir hatten eine Näherin, so eine Art Flickfrau, die unsere Kinderkleider in Ordnung brachte. Sie war Deutsche, hieß Frä. Dittmar, ging reihum zu allen deutschen Familien, wo sie gegen Geld und Verpflegung arbeitete. Wir nannten sie nur „Ditte“. Ditte hatte einen ziemlich ausladenden Busen, das fiel mir schon als kleiner Junge auf. Außerdem hatte sie die Angewohnheit, ihr Taschentuch in den oberen Ausschnitt ihres Kleides zu stecken. Was Wunder, daß ich dachte, Ditte hätte diesen ganzen Busenvorwulst nur voll Taschentücher. Und ich bedrängte sie, mich mal die Sache untersuchen zu lassen, was ihr natürlich peinlich war.

Wenn abends in der Avenue Jeanne Freunde zu Besuch waren, dann holte mich mein Vater gern aus dem Bett, um mich dem Besuch vorzuzeigen, sehr zum Entsetzen meiner Mutter. Ein Studienfreund von Vater, den er studentisch „Alter Herr“ nannte, besuchte uns 1914. Ich stellte mich vor ihn hin und fragte: „Sterbst Du morgen?“ Das war den Eltern zunächst peinlich. Aber es stellte sich heraus, daß ich ALT als baldigen Tod verstand. Humorvoll schrieb er dann auch ins Gästebuch: „Am Tage vor meinem Tode!“

Im Sommer, wenn Vater und die Schwestern Schulferien hatten, fuhren wir meist in eines der belgischen Seebäder Blankenberge, Zeebrügge oder Knocke. In Knocke erinnere ich mich

an einen Kuchenverkäufer, der mit dem Fahrrad die Promenade entlang fuhr, auf einem Tablett einen Riesenhaufen Berliner Pfannkuchen balancierend. Dabei rief er mit lauter Stimme: „Baliner Pfannekuchen“ aus. Eines Tages stürzte er, alle seine Kuchen rollten auf der Straße herum.

Gundi und ich spielten eines Tages in der Nähe unseres Quartiers in Zement-Abflußrohren. Belgische Bengels hörten, daß wir uns deutsch

unterhielten, fielen über Gundi her und hauten sie so, daß sie aus der Nase blutete. Sowas konnte vorkommen, denn die Belgier liebten uns schon vor dem ersten Weltkrieg nicht besonders.

Wir wohnten mehrere Jahre im Hause eines Uhrmachers, der einen gewaltigen Buckel hatte. Dort konnten wir unsere Mädchen mitbringen und einen eigenen Haushalt führen. Heute wurde man das Apartment nennen. Meine Mutter trug am Strande gegen die Sonne ein Häubchen. Sie hörten, wie sich andere Gäste über sie unterhielten und sie „la petite Hollandaise“ nannten, die kleine Holländerin.

In Brüssel gab es zuweilen Gastspiele deutscher Bühnen. Es wurde auch mal „Carmen“ aufgeführt, was unsere Mutter nicht kannte. Aber als sie die Musik hörte, da war sie begeistert, weil sie die Melodien kannte: In Belgien gab es große Drehorgeln, von einem Pferd gezogen. Die Musik machte ein Mann, der eifrig ein großes Schwungrad drehte. Und



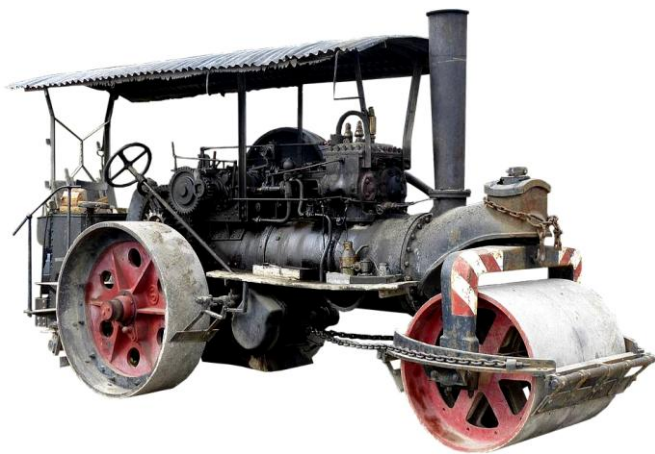
die meisten Melodien waren aus Carmen, „Jermaine“, wie die Belgier sagten. Als die Eltern dann nach der Vorstellung wieder heimwärts gingen, da hörten sie im Vorübergehen, daß sich Belgier über die deutschen Theaterbesucher unterhielten: „Maintenant ils vont manger leur choucroute!“ (Nun werden sie [nach Hause gehen, um] ihren Sauerkohl [zu] essen).

Unsere Sonntagvormittagsspaziergänge machten wir regelmäßig in den Bois de la Cambre-Wald. Ein herrlicher Buchenwald, in der Mitte ein See mit einer Insel, auf der ein Café war. Bei besonderen Gelegenheiten tranken wir da auch mal Kaffee. Der Vater hatte einen alten Holzschuh gefunden. Als Modellschiffs-Liebhaber (das habe ich von ihm geerbt) baute er daraus ein Segelboot. Das ließen wir auf dem See segeln. Die Jungs am Ufer riefen begeistert: „Un sabot, un sabot!“ Vater war sowieso ein großer Bastler. Den Schwestern baute er eine wunderbare Puppenstube, sämtliche Möbel mit der Laubsäge ausgesägt.

Nie vergessen werde ich, als ich etwa 1913 zum ersten Male Auto fahren durfte. Der Wagen, wundervoll blank lackiert mit einem blitzblank geputzten Messingkühler. Am meisten imponierte mir die Hupe, der große Gummiball neben dem Chaffeur, das Horn vorn am Kotflügel. Bei der Fahrt fing es plötzlich an zu regnen, wir im Trocknen, der Fahrer, man nannte ihn damals Chauffeur, hatte kein Dach über dem Kopf, wurde klitschnaß, was mir sehr leidtat.

Noch eine zweite Autofahrt habe ich deutlich in Erinnerung: In der Deutschen Schule war ein Empfang, dazu stifteten die Damen des Kollegiums ein kaltes Bufett, man war damals noch

sehr bescheiden. Unsere Mutter, eine sehr versierte Hausfrau und Köchin, lieferte etliche Schüsseln roten Heringssalat nach ihrem eigenen Rezept, das wir heute noch benutzen. Die Oberfläche verzierte sie kunstvoll mit einem Muster von Gurkenstäbchen, das sie mit Eiweiß, Eigelb und allerlei klein gehackten Kräutern ausfüllte. Diese Kunstwerke sollten in die Schule Minimen-Straat befördert werden. Meine Schwestern wurden losgeschickt, eine Taxe zu besorgen. Ich durfte mit. Am Boulevard Militaire warteten wir lange, bis



schließlich eine der wenigen Taxen anhielt und wir mit ihr zur Avenue Jeanne fahren konnten. Wie stolz ich damals war um diese erste Autofahrt!

Wie sich Mutterworte doch einprägen: Wenn ich als Kind etwas zu tragen hatte, was nicht ganz sauber war, dann rief sie mir zu: „Halt das nicht so an Dein Zeug!“ Das höre ich heute noch, wenn ich etwas trage.

In unserer Straße wurden Pflasterarbeiten gemacht. Eine Straßenwalze, dampfbetrieben, rollte über die Fahrbahn. Meine Mutter nannte sie: Schnaufkathrinchen! Das weiß ich heute noch.

Ja, das war damals noch eine goldene Friedenszeit bis 1914. Mein Vater bekam sein Gehalt in Goldstücken ausbezahlt. Hundert Mark war etwa 40 Gramm echtes Gold, sauber geprägt und blitzblank. Zuweilen hat er uns die schönen Münzen gezeigt.

1914: NACH DETMOLD UND ZURÜCK

Alles das war jäh zu Ende Mitte 1914. Im Juli bekam mein Vater seinen Mobilmachungsbefehl: Er war damals Hauptmann der Landwehr, sollte sich bei seinem Regiment in Schleswig-Holstein melden. Man dachte zunächst nur an eine Mobilmachungs-Übung, er verließ uns, Uniform in einem eisenbeschlagenen Militärkoffer. Er wie die Mutter erwarteten ihn in ca. 14 Tagen zurück. Am 1. August 1914 kam vom deutschen Konsulat der Befehl, wir sollten uns sofort an einer Sammelstelle, dem Cirque Royal, einfinden mit kleinem Gepäck zwecks Abtransport nach Deutschland. Ich erinnere mich noch genau an die Situation. Wir saßen hoch oben auf dem Rang über der Bühne. Unten stand ein Mann,



der uns weitere Anweisungen gab. Freunde und Bekannte, die uns oben unterm Dach entdeckten, kamen und erzählten allerlei Schauergeschichten. Meine Mutter aber bewahrte die Ruhe. Sie erzählte nachher, eine Flasche Rotwein hätte sie beruhigt, sie hätte damals den Wein wie Wasser trinken können. Es war auch besonders schwer für sie. Der Mann im Krieg, irgendwo. Das Haus verlassen, unter Aufsicht des belgischen Dienstmädchens gelassen. Mit ein paar Taschen mit dem Notwendigsten vor einer ungewissen Zukunft. Noch in dieser Nacht wurden wir zum Bahnhof geleitet. Unser Weg führte uns durch eine Mauer von haßerfüllten Menschen, die uns beschimpften und bespuckten. Daß nicht mehr passierte, verdankten wir einer Eskorte von Garde Civique (Bürgerwehr). Auf der Gare du Nord stopfte man uns in Viehwaggons, die nur notdürftig mit Stroh versehen waren. Im Morgengrauen verließen wir unsere zweite Heimat Richtung Deutschland. Der Zug kam im Schneckentempo voran, immer wieder mußte Militärtransporten Platz gemacht werden. Endlich, nach langer Fahrt, erreichten wir den ersten deutschen Bahnhof Goch, man hatte unseren Transport durch Holland geleitet. Von dort aus konnten wir auf eigene Faust weiter fahren.

Umsichtig wählte unsere Mutter für ihre unmündigen Kinder als erstes Ziel Köln, wo wir als Verwandte die Familie Wilms hatten. Unser Onkel Hermann Wilms besaß in Köln-Ehrenfeld



**Emmy und Hermann Wilms
mit Enkeln 1917**

eine Eisengießerei, in der er unter der Marke RI & RO Riemenscheiben und Roststäbe herstellte. Tante Emmy Wilms, eine Schwester von Vater, residierte in einem herrschaftlichen Haus in der Käsenstraße mit etlichen Diensthofen. Dort wurden wir armen Flüchtlinge herzlich empfangen und zunächst mit dem Notwendigsten versehen. Von Vater erhielten wir inzwischen Nachricht, daß er Kompaniechef einer Landwehr-Kompanie auf der Insel Sylt wäre und daß wir weiter nach Detmold fahren sollten, wo wir im Elternhaus Unterkunft finden würden. Nach kurzem Aufenthalt in Köln ging es dann weiter nach Detmold zu Tante Martha Lohmeyer, der jüngsten Schwester von Vater. Die Tante war Kunstgewerblerin, hatte im Hause eine Werkstatt, in der sie Arbeiten aus Metall machte wie Broschen, Schnallen und anderen Schmuck. Diese Werkstatt zog mich besonders an,

die vielen Werkzeuge an den Wänden, die dicken, kissenartigen Kloben aus rotem Pech, in dem die kleineren Stücke festgehalten wurden. Auch die Lötrohre imponierten mir sehr. In der Lageschen Straße fand ich bald Spielkameraden, Lieschen Pohlmann und Willi Lücke waren meine ständigen Gefährten. Zum ersten Male konnte ich mit gleichaltrigen Kindern spielen, das habe ich sehr genossen. An das Detmold von 1914 habe ich gute Erinnerungen. Aber schon bald ging es zurück nach Belgien.

Schon in den ersten Kriegswochen hatten die deutschen Truppen Belgien erobert und standen bald tief in Frankreich, nicht weit von Paris. Belgien war inzwischen tiefste Etappe geworden, zivile deutsche Behörden hatten sich etabliert, ließen ihre Familien nachkommen. Eine deutsche Schule war dringend nötig. So wurde unser Vater Anfang 1915 nach Belgien zurückversetzt, um die Deutsche Schule wieder zu eröffnen. Auch wir machten Heimkehrpläne. Vater war schon wieder in Brüssel, Mutter mußte für uns zunächst einen Reisepaß beantragen. Das Paßbild war Weihnachten 1913 ein Geschenk für Vater gewesen, jetzt mußte es als Bild für den Paß dienen, der am 1. März 1915 von der Lippischen Paßbehörde ausgestellt war.



Minna und Karl Lohmeyer 1917

Kurz nachher stiegen wir wieder in die Eisenbahn in Richtung Brüssel. Nicht in einen Viehwagen, sondern bequem in einen Personenzug. Die kleine lippische Bimmelbahn reichte bis Herford, dort ging es mit Sack und Pack in den Schnellzug nach Köln. Dort umsteigen nach Aachen, Lüttich, Brüssel Gare du Nord, wo uns unser Vater mit offenen Armen empfing. So eine Reise dauerte damals einen Tag und eine Nacht. Was hat unsere Mutter für Plage mit dem dauernden Umsteigen und den 4 lebhaften Kindern gehabt. Aber in der

Avenue Jeanne empfing uns die treue Anna in dem unversehrten gebliebenen Haus. Treulich hatte sie unser Eigentum gegenüber Banden, die plündern wollten, verteidigt.

Zunächst spürte man in Brüssel fast nichts vom Kriege. Nur an den Bahnhöfen in der Stadtmitte wimmelte es von Soldaten in Feldgrau. Im Frieden hatten sie blaue Uniformen getragen. –

Nach wenigen Tagen mußten die Schwestern wieder in die Schule gehen. Auch für mich fing der Ernst des Lebens an. Inzwischen war ich 6 Jahre alt geworden, damit begann meine Schulzeit. Ich erinnere mich noch an den Abschied vom Hause. An der Tür konnte Mutter gerade noch rechtzeitig den Schwestern ihre schwarz-weiß-roten Kokarden abnehmen, die sie sich als stolze Vertreter der Siegermacht angesteckt hatten. Man mußte schon vorsichtig sein, damit die Belgier nicht merkten, daß wir Deutsche waren. Man hätte uns nicht ungeschoren gelassen. In den Straßen oberstes Gebot: Nur französisch sprechen! Meist gingen wir über die Avenue Maurice zur Avenue Louise, wo wir den Tram Chocolat bestiegen, der Name kam von den freundlich braun gestrichenen Wagen. Die Avenue Louise war ein prächtiger Boulevard mit drei Fahrbahnen, einer Fußgänger-Allee und einem Reitweg, beide mit mächtigen Kastanien bestanden. Sie endete beim Palais de Justice, von



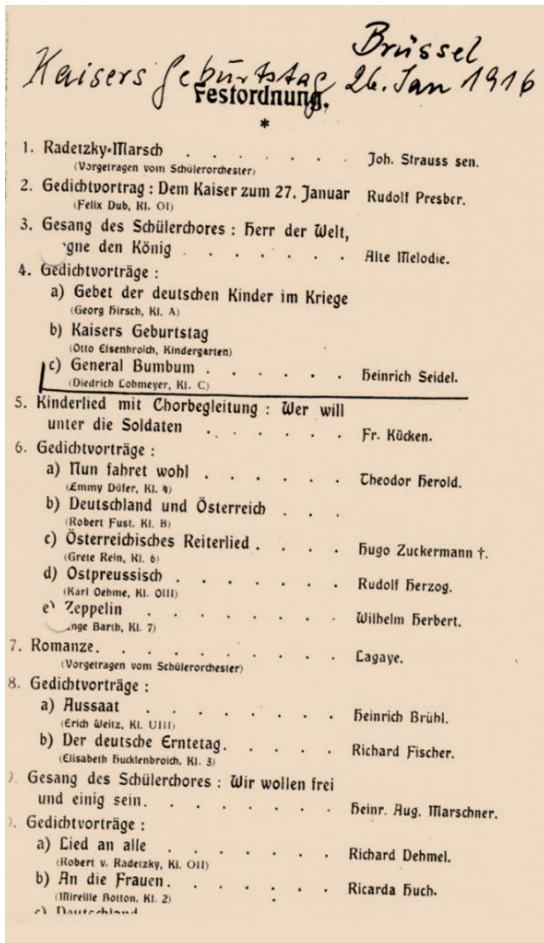
Original-Aufnahme mit Genehmigung der deutschen Kommandantur in Brüssel

Unsere Truppen vor dem Bahnhof in Schaerbeek.

dort waren es nur ein paar Schritte bis zur Rue de Minimes, wo unsere Schule in einem düstren Gebäude untergebracht war. Nicht weit von der Schule war der Königliche Palast, und der Grand Place mit dem Hotel de Ville (Rathaus), wo jeden Sonntag ein großer Vogelmarkt stattfand. Zuweilen fuhren wir auch einen anderen Weg zurück nach Hause über die Porte de Namur und die Chaussee d'Ixelles hinauf.



Bruxelles. — L'Avenue Louise.
L. Lagaert, Brux. — N. 44.



Das Haus Lohmeyer in Brüssel war ein sehr gastliches Haus. Schon vor dem Kriege, von 1904–14, hatten wir regelmäßig viel Besuch aus Deutschland. Aber im Kriege waren wir in der Avenue Jeanne für Kurzurlauber von der Front oft die

Ich war nur 9 Jahre, als ich Brüssel 1918 für immer verließ. Aber selbst als Kind habe ich gespürt, was es doch für eine wunderbare Stadt war. Manchesmal nahm uns Vater mit in die Stadt, zeigte uns die großen Museen. Oder wir gingen nach Tervuren ins Kolonial-Museum, wo man neben ausgestopften Tieren auch Statuen von Neger-Kriegern sehen konnte, ich dachte damals, auch sie wären ausgestopft. Und dann die riesigen Gerippe der Saurier in einem besonders hohen Gebäude, um die Tiere in voller Größe zeigen zu können. Das Musée Wiertz jagte mir einen kalten Schauer über den Rücken mit den grausigen Bildern aus der Pestzeit. Z. B. war da ein Stapel Särge, aus dem untersten versuchte ein versehentlich noch lebendiger Mensch sich zu befreien! Grausig!!



Antoine Wiertz: „Der lebendig Begrabene“ (1854)



Dr. Adolf Kern
 † 12. April 1918

zweite Heimat. Glücklicherweise wurde auch das elterliche Gästebuch durch alle die wirren Zeiten gerettet. Da habe ich nachgezählt, von Mai 1915 bis November 1918 haben sich darin 73 Gäste eingetragen, nicht alles Übernachtungsgäste, aber meist Frontsoldaten, die eher mal einen Kurzurlaub nach Brüssel wie einen Heimaturlaub bekamen. Und unter vielen Namen stand nachher ein Kreuz: Gefallen fürs Vaterland! – Adolf Kern, unser Vetter aus Itzehoe, war zwischen Oktober 16 bis Februar 1918 7 mal bei uns. Kurz nach seiner Beförderung zum Leutnant bekamen wir im Frühjahr 1918 die traurige Nachricht von seinem Tode. Wir haben alle geweint, Eltern wie Kinder. Er hinterließ Frau und 4 Kinder.

Der Krieg hatte für uns Kinder auch angenehme Seiten: Es

kamen immer mehr deutsche Familien nach Belgien. Manche neue Freundschaft haben wir geschlossen durch die Schule, aber auch durch gegenseitige Besuche, wie das damals üblich war. Die Familie Graeffe kannten wir schon vor dem Kriege. Wenn wir sie besuchten auf ihren Landsitz, dann wurden wir von der Bahn mit einem Dogcart abgeholt, ein Einspanner mit Platz für 4 Personen, ich war der fünfte. Graeffes hatten auch einen Sohn in meinem Alter, der ebenfalls DIDI genannt wurde, Diedrich war für Belgier unaussprechlich. Aber Didi war als Name für Kinder ungewöhnlich damals. Heute gibt es ja schon mehrere bekannte Männer, die Didi gerufen werden. –



Eine andere Familie, von der wir öfter eingeladen wurden, waren die Hamburgers. Ihre kleine Tochter Erna war meine erste Freundin: Ich imponierte ihr einmal besonders, als ich in meiner kleinen deutschen Soldatenuniform zu Besuch kam. – Besonders gern besuchten wir das Pferdehospital unter Leitung von Dr. Vaerst. Er wohnte im Schloß Dilbeek, einer alten Burg, von Wassergräben umgeben. Nach Dilbeek gelangte man, indem man erst mit der Tram quer durch Brüssel fuhr, dann in eine Art Vorortsbahn umstieg und schließlich mit dem Kutschwagen des Hospitals von einer kleinen Station abgeholt wurde. Die Rückfahrt gestaltete sich immer etwas abenteuerlich, die Vorortsbahn war dann überfüllt mit

Stadtbewohnern, die alle versucht hatten, einige Lebensmittel auf dem Lande zu organisieren. An der Stadtgrenze standen dann oft Gendarmen, die den Schmugglern ihre Beute abnehmen wollten. Dann konnte sich leicht der Volkszorn gegen uns richten, denn daß wir Deutsche waren, sahen die uns an der Nasenspitze an. Einige Male hat mein Vater sich für die anderen Fahrgäste und ihre kleinen Reichtümer eingesetzt. Aber im Schloß Dilbeek war es immer wunderbar. Da gab es das herrlichste Essen, wir konnten die Pferdeställe besichtigen, Kutsche fahren oder ausreiten. Einen Witz leistete ich mir, als ein großer Braten auf die Mittagstafel kam: Da fragte ich ganz naiv: „Ist das Pferdefleisch?“

Fleischmarke 1/10 Anteil 11.-17. Juni Fürstentum Lippe		Fleischmarke 1/10 Anteil 11.-17. Juni Fürstentum Lippe		Fleischmarke 1/10 Anteil 2.-8. Juli Fürstentum Lippe	
Fleischmarke 1/10 Anteil 11.-17. Juni Fürstentum Lippe		Fleischmarke 1/10 Anteil 2.-8. Juli Fürstentum Lippe		Fleischmarke 1/10 Anteil 2.-8. Juli Fürstentum Lippe	
Fleischmarke 1/10 Anteil 18.-24. Juni Fürstentum Lippe		Reichs- fleischkarte Fürstentum Lippe		Fleischmarke 1/10 Anteil 2.-8. Juli Fürstentum Lippe	
Fleischmarke 1/10 Anteil 18.-24. Juni Fürstentum Lippe				Fleischmarke 1/10 Anteil 2.-8. Juli Fürstentum Lippe	
Fleischmarke 1/10 Anteil 18.-24. Juni Fürstentum Lippe				Fleischmarke 1/10 Anteil 2.-8. Juli Fürstentum Lippe	
Fleischmarke 1/10 Anteil 18.-24. Juni Fürstentum Lippe		Gültig vom 11. Juni bis 8. Juli 1917. Name:		Fleischmarke 1/10 Anteil 2.-8. Juli Fürstentum Lippe	
Fleischmarke 1/10 Anteil 18.-24. Juni Fürstentum Lippe		Fleischmarke 1/10 Anteil 25. Juni-1. Juli Fürstentum Lippe		Fleischmarke 1/10 Anteil 25. Juni-1. Juli Fürstentum Lippe	
Fleischmarke 1/10 Anteil 18.-24. Juni Fürstentum Lippe		Fleischmarke 1/10 Anteil 25. Juni-1. Juli Fürstentum Lippe		Fleischmarke 1/10 Anteil 25. Juni-1. Juli Fürstentum Lippe	
Fleischmarke 1/10 Anteil 18.-24. Juni Fürstentum Lippe		Fleischmarke 1/10 Anteil 25. Juni-1. Juli Fürstentum Lippe		Fleischmarke 1/10 Anteil 25. Juni-1. Juli Fürstentum Lippe	

Was das Essen betrifft, so merkten auch wir, daß Krieg war. Es gab für uns auch Lebensmittelrationen. Allerdings konnte man doch noch Gemüse und allerlei andere Sachen im Laden kaufen. Auch bekam unser Vater als Hauptmann Sonderzuteilungen. Aber ich erinnere mich noch deutlich, daß es zum Haferbrei abends nur 1 Stück Zucker gab. Und mit Wonne ging ich mit Schwester Gundi zu Frau Wewer, Sekretärin der Deutschen Schule, wo es immer so leckeres Butterbrot mit Honig gab. –

Häufig machte Vater Dienstreisen nach Deutschland. Auch nach Detmold fuhr er dann, wenn er in der Nähe war. Ich hatte ihn gebeten, meinen dortigen Freunden Grüße von mir zu bestellen. So verteilte er dann an Lieschen Pohlmann und Willi Lücke in meinem Auftrag Bonbons. Zum Dank mußten die beiden ein Lied singen. Aber Willi blieb stumm. Fragte Vater: „Willi, warum singst Du nicht?“ Und der antwortete auf echt Lippisch: „Wie kann man denn ssingen, wenn man ‘en Bollchen in nen Halse hat!“ –

Unsere Detmolder Tante Martha war im Kriege dienstverpflichtet in Brüssel. Sie leitete eine Art Kantine für Deutsche in der Arlon-Straat. Wir besuchten sie gern, denn wir wurden von ihr immer sehr verwöhnt.

DIE SCHWESTERN

Meine Schwestern sind eigentlich bisher zu kurz gekommen in diesem Bericht. Das soll sofort verbessert werden. Wie ich schon schrieb, war Gertrud Jahrgang 1898, Irmgard 1900 und Hildgund 1903. – In einem sehr schönen Gedicht beschrieb Onkel August Lohmeyer, Pastor in Detmold, die 3 Schwestern als ein Symbol für bessere Zeiten, da sie ja schwarz-weiß-rote Haare hatten, Gundi – schwarz, Irmgard – weiß(blond) und Gertrud – rot. Allen dreien verdanke ich viel. Gertrud war, so kann man sagen, die Vernünftigste. Sie hat mir manchesmal geholfen, wenn ich in schulischen oder anderen Schwierigkeiten steckte. Manchesmal hat sie Mutterstelle an mir vertreten. Ich war noch ein kleiner Junge, als sie aus dem Hause Avenue Jeanne ging, um in Hamburg ihr Lehrerinnen-Examen abzulegen. Das war gerade in den schlimmsten Hungerjahren des ersten Weltkrieges. Sie wohnte damals bei Onkel und Tante Schumpelik. Als sie heimkehrte, war sie krank, Diphtherie, mußte wochenlang isoliert bleiben. Ich erinnere mich noch an den behandelnden Arzt, wenn er mit dem Befund kam und sagte: „Leider noch positiv!“ Das war im Sommer 1918. Auf der Flucht November 18 war sie immer noch halbkrank. Mit Mühe und Not hat sie sich nachher in Detmold erholt. –

Irmgard war von zarter Gesundheit, litt als junges Mädchen häufig unter Migräne, mußte ihr eigenes Zimmer haben. Zu einem ihrer Geburtstage bekam sie einen Gutschein für etliche Ruderstunden auf dem See im Bois de la Cambre, worum ich sie sehr beneidete. Aber der Arzt hatte ihr viel frische Luft verordnet. Und einige Male durfte ich auch mitrudern, meine ersten Fahrten auf dem Wasser. Als Kleinkind habe ich sie wahrscheinlich nicht besonders geliebt. „Pandan bää!“ so nannte ich sie. Aber später waren wir ein Herz und eine Seele. Sie war großzügig und hatte ein offenes Ohr für meine Anliegen. Besonders hervorstechend war ihre dichterische Ader. Hier nur 1 Beispiel, ein Spottgedicht auf eine ungeliebte Lehrerin:

„Tief klingt das Lied der bösen Frau, mit Hundegebell und Katzenmiau!“ Frei nach dem „Lied vom braven Mann“.¹ Weitere Gedichte werde ich noch zitieren, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Noch sind wir ja im Jahre 1916–17.

Hildgund, oder Gundi, war mir altersmäßig noch am nächsten. Mit ihr habe ich noch zuweilen mit ihren Puppen gespielt. Sie hatte sich ein Bord in ihrem Schrank als Puppenstube eingerichtet, und das mit einer Akkuratess, die man bewundern mußte. Zum Beispiel formte sie aus Gips Kuchen, Braten oder andere Speisen für ihre Puppen. Mit Wasserfarbe bemalt wirkten sie sehr echt. Zu der Zeit war Gundi doch erst 12–13 Jahre alt. Einmalig war ihre Weihnachtskuchensammlung, die sie unter einer losen Fußbodendiele versteckt hielt. Jedes Weihnachten einen kleinen Kuchen, sauber in Papier eingewickelt und mit genauem Datum versehen. Schon damals zeigte sich ihr Talent für ihren späteren Apotheker-Beruf. Aber sie war auch ein Schelm: Mehrmals hörte ich Anna sagen: „Elle me veut taquiner!“ Was so viel heißt wie: „Sie will mich utzen!“

Für die drei Schwestern und nachher auch für mich hielten sich die Eltern junge Mädchen, die für ein Taschengeld mal eine Zeit im Ausland verleben wollten. 4 Eintragungen dieser Art fand ich im Gästebuch der Eltern. Im Krieg hörte das auf. –

Ein junger Lehrer der Deutschen Schule gründete eine Wandervogel-Gruppe, der auch meine drei Schwestern beitraten. Dort spielten sie Laute und sangen Lieder aus dem „Zupfgeigenhansl“, einem Volksliederbuch. In den Ferien wurden kleinere Fahrten in die Umgebung unternommen unter Leitung des Lehrers, so weit das in dieser Kriegszeit möglich war. Noch heute kann ich diese meist schwäbischen Lieder singen. Irmgard hatte ihre Laute mit bunten, hübsch gestickten Bändern verziert. Oft habe ich zusammen mit den Schwestern diese Lieder zur Laute gesungen.

Alles klingt so friedvoll, wie ich das hier schreibe. Aber der furchtbare Krieg saß uns ziemlich nahe im Nacken. Mit den Eltern besuchte ich zuweilen die Feldlazarette in Brüssel, wo wir den verwundeten Soldaten Liebesgaben brachten. Sicherlich haben uns die Eltern vor schlimmen Anblicken bewahrt, wenn z. B. Verwundeten-Transporte von der Front ankamen. Aber auch ich ahnte schon als Kind, wie schlimm die Kehrseite dieses anfangs so fröhlichen Krieges war. Der anständige Deutsche tat alles, um zum Siege zu verhelfen. So wurde zum



¹ Gottfried August Bürgers Gedicht „Das Lied vom braven Manne“ beginnt mit den Versen: *Hoch klingt das Lied vom braven Mann, / Wie Orgelton und Glockenklang.*

Beispiel eifrig Kriegsanleihen gezeichnet, die man zunächst für eine besonders günstige Geldanlage hielt. 40-tausend Mark, gute echte Goldmark, zeichnete unser Vater, der immer sehr sparsam gewesen war. Anfang des Krieges gab es eine Aktion: „Gold gab ich für Eisen!“ Goldene Uhrketten, Broschen und anderer Schmuck wurde abgegeben, man bekam dafür einen Ersatz aus Eisen. Vaters eiserne Uhrkette bekam zur Konfirmation unser ältester Enkel Frank Lohmeyer, Sohn von Gerd, mit der goldenen Uhr. Vater hatte sie sein Leben



lang voller Stolz getragen. Aber all die Opfer haben nichts genützt, der Krieg ging seinem schlimmen Ende entgegen. Während die Heimat schon unter schlimmster Hungersnot litt, hatten wir es in Belgien immer noch einigermaßen gut. Allgemein sagte man: Belgien werden wir nie mehr preisgeben. Es hatte sich mit den Jahren eine Art Kolonialherrschaft gebildet. Schulen, Behörden, alles war deutsch oder unter deutscher Kontrolle. Aber ich kann

mich noch genau erinnern, wie wir im Winter 1917–1918 im Wald spazieren gingen und Vater plötzlich Ruhe gebot. Da hörten wir, wenn wir das Ohr an den Boden hielten, das dumpfe Grollen der Kanonen ein paar hundert Kilometer entfernt, aber durch den froststarrten Boden bis zu uns übertragen. –

Heute ist es für mich schwer verständlich, daß die Eltern noch im Frühjahr 18 beschlossen, in ein anderes, größeres Haus umzuziehen, 8 Monate vor unserer zweiten endgültigen Flucht und Verlust unserer gesamten Habe. In der Avenue Solbosch 121 bewohnten wir dann das Haus einer holländischen Familie Lüps, die vor der deutschen Invasion in Belgien geflüchtet waren. Das Haus hatte jahrelang leer gestanden, war viele Male von Plünderern heimgesucht worden. Lüps freuten sich sicherlich, daß nun ihr Eigentum wieder unter Aufsicht stand. Mit großem Eifer haben die Eltern das Haus wieder in Stand setzen lassen. Zentralheizung, Wasserleitung, elektrische Leitung, alles war zerstört. Durch seine guten Beziehungen zu den Behörden gelang es Vater, deutsche Soldaten als Fachhandwerker zu bekommen. Zum ersten Male erlebten wir Kinder elektrisches Licht statt Gas und Zentralheizung statt offener Gaskamine. Am 30. März zu Vaters Geburtstag wurde die Einweihung gefeiert. Dazu hatte Irmgard ein Lied gedichtet, daß wir zur Laute dem Geburtstagskind vortrugen. Nach der Melodie: „Das Burinbübli mag i net“ sangen wir. Ein Vers ist mir noch in Erinnerung geblieben:



Avenue Solbosch 121 – heute Avenue Adolphe Buyl (Foto: Google Maps)

Seht Frau Lekenn im Walzerschritt,
Sie bringt die Kaffeekanne mit!
Vanhandenhofen und Louisen,
Die kommen über die Wiesen!

Das waren Namen von belgischen Hilfskräften, die sich damit etwas Geld verdienten. – Fast hatte es bei der Feier noch eine Feuersbrunst gegeben: Die Schwestern hatten eine große „50“ aus Pappe geschnitten und darauf 50 sogenannte Puppenkerzen entzündet. Bei der großen Hitze der vielen dünnen Lichter schmolzen sie, bald brannte die ganze Pappe, konnte gerade noch zum Fenster herausgeworfen werden.

Im Sommer 1918 war eine große Grippeepidemie, wir alle waren krank, Gertrud mit ihrer Diphtherie mußte isoliert bleiben, für die Mutter kein schöner Zustand, dazu das neu bezogene Haus, in dem es noch an allen Ecken und Kanten fehlte. Und, so glaube ich, doch schon die Ahnung, daß das Leben hier in Brüssel bald ein Ende haben würde.

1918: VON BRÜSSEL NACH DETMOLD

Ende Oktober bekamen wir von der deutschen Behörde Anweisung, schnellstens Brüssel zu verlassen. Der Zug, der für die Deutschen „Aussiedler“ bereitgestellt war, sollte in wenigen Stunden abfahren. Nur das allernotwendigste Gepäck war erlaubt. Wieder einmal mußte unsere gute Mutter regelrecht über sich hinauswachsen, Koffer packen, die halbkranken Kinder einkleiden, jedem ein Gepäckstück in die Hand drücken. Ich trug einen kleinen Rucksack mit Bettwäsche, der mir furchtbar schwer vorkam.

Kurz vorher, am 20. Oktober, bekamen wir noch unerwarteten Besuch. Auf der großen Kuhweide direkt vor unserem Hause notlandete ein deutsches Flugzeug. Die Schwestern liefen hin, luden die beiden deutschen Flieger zu uns ins Haus ein. Ihre Namen fand ich im Gästebuch: Gefreiter Paul Schimpf und Thomas Schmidt, Bayr. Schlachtstaffel 25.



Noch ein Erlebnis hatte Vater, als er mit der Tram in die Stadt fahren wollte. Zwei festgenommene Soldaten wurden von einem Posten in der Straßenbahn stadteinwärts geleitet. Plötzlich sprang der eine Arrestant aus der Bahn und flüchtete über die Wiese. Der Posten schoß hinter ihm her, traf ihn aber nicht. Die Tram wartete garnicht erst auf die beiden Aussteiger, sondern fuhr weiter. Vater, in Uniform, nahm den anderen Festgenommenen und

brachte ihn zu einer deutschen Kaserne. Hoffentlich sind beide mit dem Leben davongekommen! Die Belgier im Wagen beobachteten mit Interesse die Verfolgung. „Un allemand tire sur un allemand!“ (Ein Deutscher schießt auf einen Deutschen) sagten sie!

Wenige Tage später brachen wir dann auf in Richtung Deutschland. Die Eltern waren damals noch fest überzeugt, daß wir in ein paar Wochen abermals zurückkehren würden. Vater mußte als Soldat sowieso in Brüssel bleiben. So lag die ganze Last wieder auf Mutters Schultern. Schwer bepackt mit 4 mehr oder weniger kranken Kindern ging sie auf die Reise, dieses mal glücklicherweise nicht im Viehwagen, sondern im Personenzug. Irmgard war einen Tag vorher trotz Grippe in die Schule gefahren, um mit ihrer Unterprima das Notabitur abzulegen, zwar eine reine Formsache, aber sie brauchte dann in Deutschland nicht noch mal zur Schule zu gehen.

An die Eisenbahnfahrt erinnere ich mich noch sehr genau. Da saß uns gegenüber eine Belgierin, sicherlich mit einem Deutschen verheiratet, mächtig aufgetakelt. Mit ihr fuhr ihr Dienstmädchen, das sie dauernd herumkommandierte, auf französisch, versteht sich. Als dann auf einem Bahnhof deutsche Soldaten einstiegen, nannte sie sie: „Unsere Jungs!“ und war plötzlich eine deutsche Patriotin. Neidvoll sah ich zu, wie sie ein Schinkenbrot nach dem anderen verzehrte, nur sie allein. Wir nämlich waren damals schon recht knapp an Proviant. Als sie plötzlich feststellte, daß sie am Fahrtziel angekommen war, war sie schrecklich aufgeregt, schrie ihr Mädchen an: „Allons vite, allons vite!“ (Schnell, schnell), um schnell mit

ihren vielen Koffern und Paketen aus dem Zug zu kommen. Wir haben alle gelacht! – Wieder kurzer Aufenthalt in Köln bei Wilms, der uns Halbkranken recht not tat, dann ging es weiter nach Detmold.

Freundlich empfingen uns Frau Brenker und Fräulein Dieckmann, die im Elternhause die untere Etage bewohnten. Tante Martha war noch in Brüssel und kam erst Tage später kurz vor Waffenstillstand aus Belgien heraus. Zunächst sah es so aus, als wenn wir viel zu früh fortgefahren wären. Anna schrieb noch einen Brief, berichtete, daß im Hause alles in Ordnung wäre. Aber dann, ab 9. November 1918, fielen die Belgier über das Haus her, plünderten, legten Feuer und ließen ihre Wut über die Deutschen an unseren Sachen aus. Nur ein cleverer Belgier packte sich eine Kiste voll mit Vaters besten und wertvollsten Büchern. Jahre später hat er sie uns gegen gute Zahlung zurückgegeben.

In Detmold spürten wir erst mit voller Wucht die Not des Krieges. Mutter hatte zunächst viel Lauferei zu Ämtern und Behörden, um Lebens-

Gültig für Januar 1918.	
	Magermilch- Karte täglich $1\frac{1}{4}$ Liter.
Kommunalverband Neustadt i. Schwarzw. Säuglings-Karte für Sohn de Tochter Gültig für die Zeit vom 21. Januar bis 17. Februar 1918. Nicht übertragbar! Ohne Stammkarte ungültig!	250 gr Weizenmehl (94 %) vom 28. Jan bis 3. Februar 1918 250 gr Weizenmehl (94 %) vom 4. Febr. bis 10. Febr. 1918 250 gr Weizenmehl (94 %) vom 11. Febr. bis 17. Febr. 1918
625 gr Zucker vom 21. Jan. bis 17. Febr. 1918	

mittel-Marken zu bekommen. Bis dahin hatten wir praktisch nichts zu essen. Dann, mit den sauer erkämpften Marken in der Hand, führte uns unser Onkel August, der Pastor, zu dem Kolonialwarengeschäft, in dem auch die Pastors kauften. „Tritt ein, Minna und biete dem Glücke die Hand!“, sagte er in seiner poetischen Art. Mit dem Glück war es nicht weit her. Zunächst mußten wir in die „Kundenliste“ eingetragen werden. Wie weit wir nachher davon Vorteile hatten, daß wir Verwandte des Herrn Pastors waren, kann ich nicht beurteilen. Die Pastors hatte kurz vorher auch ein schwerer Schlag getroffen. Sie hatten mit viel Mühe und Fleiß sich 2 Ziegen aufgezogen, die ihnen jetzt ein wenig Milch liefern sollten. Eines morgens fanden sie den Stall leer, nur blutige Streu lag herum. Diebe hatten nachts die Ziegen geschlachtet. An der Wand stand mit Kreide geschrieben: „Der liebe Gott ist überall, nur nicht in Pastor Lohmeyers Ziegenstall!“ So komisch das jetzt auch klingen mag, damals war das ein schwerer Schlag für die Familie, und der Spott dazu eine große Gemeinheit!

Bei Kaul, so hieß der Krämer, bei dem wir Kunde werden wollten, gab es die Rationen nur in winzigen Tütchen. Und – schnipp, schnapp – wurden unsere Marken immer weniger. Die Mutter mußte die Rationen streng einteilen. Jeder bekam seine Wochenbrotration in einer Blechdose, so etwa 10 dünne Scheiben. Die Fleischration für die Woche würde heute gerade für ein gut belegtes Butterbrot reichen. Fett, Nahrungsmittel, Seife usw., alles in Minimengen. Ohne Marken, aber zugeteilt gab es nur Magermilch und Buttermilch. Die Schwestern hatten reihum Kochwoche. Eine von ihnen wollte im Schrank Ordnung schaffen, schüttete alle die winzigen Zuckertüten zusammen, versehentlich aber auch eine Salztüte. Unmöglich, diese Zucker-Salz-Mischung wegzuerwerfen. Die Mädchen kamen auf die Idee, davon Buttermilchsuppe zu kochen. Die schmeckte grausig! Seit der Zeit mag ich keine Buttermilchsuppe mehr.



**Pastor August
Lohmeyer**

Jeden Mittag mußte ich zum Markt, wo Magermilch ausgeteilt wurde gegen Vorlage des Meldescheins. Auf dem Rückweg bummelte ich dann oft ein wenig. Da haben mir Jungs, mit denen ich ging, in meine Milchkanne schmutzige Steine geworfen, was Mutter erst zu Hause entdeckte. Ich mußte ziemlich viel umlernen in dieser ersten Zeit in Deutschland. In Belgien waren alle Deutschen gut, schlecht waren nur die Feinde, also die Belgier. Hier in Detmold lernte ich dazu, daß es auch schlechte Deutsche gab, und zwar ziemlich viele. Natürlich war die Moral nach 4 Kriegsjahren sehr schlecht. Es wurde eingebrochen, gestohlen. Ohne Hamstern konnte man kaum überleben. Alte Leute, die ihre letzten Wertstücke hingaben, um etwas zu essen zu bekommen, wurden oft schändlich betrogen.

In diesen ersten Wochen in Detmold war mir mein Vetter Erich Lohmeyer, Sohn des Pastors, die gute Stütze. Einfach und bescheiden, wie er war, gab er mir Auskunft über alles, was ich nicht wußte. Gern war ich mit ihm zusammen, oft machten wir gemeinsam Besorgungen mit seinem großen Handwagen, z. B. Feuerholz holen von der Sägemühle, oder Steckrüben vom Gut Falkenkrug. Dort waren die Rüben auf dem Hof ausgeschüttet. Mit Messern ausgerüstet, befreite man sie von Wurzeln und Erde und warf sie in den Handwagen. Beim Ausgang wurde gewogen und bezahlt. – Steckrüben waren für uns oft das einzige Gemüse. Sogar zur Schule bekam man als „Schulbrot“ eine Scheibe Steckrübe mit. –

Inzwischen waren auch mein Vater und Tante Martha aus Brüssel in Detmold angekommen. Weihnachten 1918 feierten wir zusammen, sehr bescheiden, aber froh, daß der Krieg

beendet war. Vater schenkte mir zu Weihnachten einen Handwerkskasten mit einigen Werkzeugen, die er irgendwo noch aufgetrieben hatte. Das war genau das Richtige für mich. –

Anfang Januar 1919 wurde ich in der Detmolder Realschule angemeldet. Mein Lehrer, Herr Crome, war nach meiner Ansicht ein unangenehmer Mensch. Auch mit den Mitschülern hatte ich nur schlechten Kontakt. Ihrer Verschlagenheit war ich nicht gewachsen. Schnell merkten sie das und behandelten mich oft recht schlecht. Mit dem Lehrstoff kam ich auch nicht zurecht, er war zu verschieden gegenüber der Brüsseler Schule. Viel verdanke ich Fräulein Dieckmann, sie war behindert, aber geistig sehr rege. Bei ihr lernte ich vor allen Dingen die Gesangbuchverse, die wir fast täglich aufbekamen. Eines Tages kam ich bei ihr an, hatte vergessen, was wir aufhatten. Sie versuchte meinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen, fragte, wovon denn das Lied handle. Da dämmerte es bei mir, ich sagte: „Es handelt von dem Schaf!“ Und sie: „War es wohl: Oh Lamm Gottes unschuldig –?“ Das wars auch, sie lachte Tränen über mein Schaf!

In der Schule wurde ich oft: „Oller Belgier“ titulierte. Als im Frühjahr 1919 die Truppen auf dem Marsch in die Heimat durch Detmold zogen, da konnte ich eines Tages nicht rechtzeitig in die Schule kommen, weil die Straße gesperrt war. Der Mitschüler, der neben mir wartete, gab beim Lehrer an, sein Onkel wäre heimgekommen. Ich hatte keine solche Lüge parat, mußte darum das lange Gedicht „John Maynard“ 2 mal abschreiben. Er kam so davon. In der Klasse gab es viel Prügel mit dem Stock vor versammelter Mannschaft. An Irmgard schrieb ich einen Brief, sie war in einem Neulandheim in Thüringen. Ich zitiere: „Öhler (Crome) hat heute wieder 3 verhaun. Einer hat 4 (Schläge) bekommen, die anderen 3! Sie haben alle schrecklich geheult!“ –

Ich war damals sicherlich ziemlich nervös durch die Umstellung und die neue Umgebung. Wahrscheinlich dadurch passierte es mir, daß ich ungewollt die Hose voll machte an manchen Tagen. Das hat mich wiederum sehr belastet. Kurz: Ich habe mich nicht wohl gefühlt in Detmold, trotz Mutters Fürsorge!

Ostern 1919 wurde Gundi konfirmiert. Die Konfirmanden bekamen eine Zuteilung sogenannter Munitionsseide, damit sie daraus ein Kleid geschneidert bekommen konnten. Da bekamen die Eltern Angst, daß die Kinder mit so einem Munitions-Seidenkleid explodieren könnten. Das war natürlich Unsinn.

Inzwischen wurden die Zeiten immer schlechter. Deutschland mußte für die Siegermächte unvorstellbar hohe Reparationsleistungen erbringen. Nicht nur Gold, auch Schiffe, Eisenbahnwagen, Vieh, Getreide und Lebensmittel, Maschinen etc., etc. wurden aus Deutschland herausgequetscht. Was Wunder, daß nichts mehr übrigblieb für die Bevölkerung. Die Inflation, die Warenvertéuerung stieg immer weiter. Nur wenige gerissene Geschäftemacher lebten in Saus und Braus. Schieber war ein allgemein üblicher Begriff. „Schieber“, riefen wir, wenn ein Auto durch die Straße fuhr. Der gewöhnliche Sterbliche hatte noch nicht einmal Reifen für sein Fahrrad. Man bekam als Ersatz einen Ring aus Spiralen für die Felgen.

1920: KARGE JAHRE IN HAMBURG-ROTHENBURGSORT

Natürlich litten wir auch darunter, daß unser Vater inzwischen in Hamburg Direktor der Realschule in Rothenburgsort geworden war und nur aus der Ferne für uns sorgen konnte. Wie froh waren wir, als Vater eines Tages schrieb, nun könnten wir bald auch nach Hamburg kommen. Er hatte von der Schulbehörde die Erlaubnis bekommen, in einem Flügel der Schule eine Art Notwohnung für uns einzurichten.

Frühjahr 1920 war es so weit: Ein recht kleiner Möbelwagen konnte unsere gesamte Habe fassen. Von Frau Plump, Nachbarin in Detmold, bekamen wir eine Wohnzimmer-Einrichtung aus Mahagoni geschenkt, die sie, die Bremer Reederstochter, vor vielen Jahren zur Aussteuer bekommen hatte. (Diese Möbel stehen noch heute, 1985, in unserem Wohnzimmer! Dank der lieben Frau Plump für diese große Gabe an Flüchtlinge, die einfach garnichts hatten.) – Mit einem dicken Vorhängeschloß sicherte Vater den Wagen mit unseren bescheidenen Schätzen, dann ging er mit der Eisenbahn nach Hamburg.

Als Vater schrieb, daß nun alles für unsere Ankunft hergerichtet wäre, da fuhren auch wir nach Hamburg. Von Hamburg-Hauptbahnhof nach Rothenburgsort ging eine Straßenbahn, die unweit der Realschule hielt. Aber wir Kinder bestanden darauf, daß wir mit der Hochbahn fuhren, obwohl das weit unbequemer war. In der Schule überraschte uns der liebe Vater mit einer bescheidenen aber sehr praktisch angeordneten Wohnungseinrichtung, für uns bescheidenen Flüchtlinge, die in einem Zimmer gehaust hatten, über alle Maßen wunderbar. Manches Möbelstück war aus der Schule entliehen. So schlief ich auf einem Wachstuchsofa aus dem Krankenzimmer, das der Schule entliehen war. Meist rutschte das Bettuch nachts mit mir von dem glatten Wachstuch auf den Boden. Die anderen, Eltern wie Schwestern, schliefen in sogenannten Feldbetten, wie sie früher zur Ausrüstung von Offiziersquartieren im Felde gebraucht wurden. Zusammenlegbar mit Spiraldrahtmatratze. Hamburger Freunde und

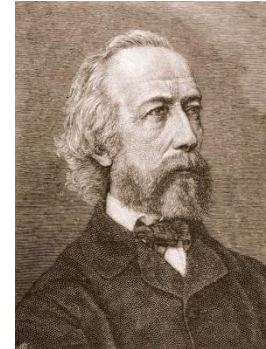


**Nachbarin
Meta Plump**

Verwandte hatten sie uns zur Verfügung gestellt. In der Küche waren nur 2 große Tische und ein 2flammiger Gasherd, genug, um das bißchen Essen für uns zuzubereiten. Meine Mutter, die Hausfrau sondergleichen, hat auch da mit wenig oder nichts immer gutes Essen gekocht. Ich höre noch Onkel August in Detmold, als er die dortige bescheidene Küche betrat und aussprach: „Hier gibt es jeden Tag Gebratenes und Gesottenes!“

An die Zeit in Hamburg denke ich noch gern zurück. Die Menschen, die Kinder dort waren doch ein ganz anderer Schlag als die Lipper, so wollte es mir scheinen. Rothenburgsort war ein reines Arbeiterviertel, hatte in Hamburg keinen guten Ruf. „Da wird die Miete mit dem Revolver kassiert!“, so wurde gespottet. Aber es waren gerade, aufrechte Menschen, mit denen man leicht ein gutes Verhältnis haben konnte. Und dann die nahe Elbe mit ihren Schiffen und Schuten. So bescheiden die Schifffahrt damals nach Kriegsende auch war, ich war begeistert. Mit meinem ersten Freund Bruno Lenk ging ich fast täglich ans Ufer. Daher kam sicherlich auch meine spätere Sehnsucht nach dem Meer und fernen Ländern.

Aber noch hatten wir anderes zu tun, als spazieren zu gehen. Unsere Zimmer in der Realschule erschienen uns zwar zunächst wunderbar, aber bald zeigte es sich, daß es überall an was fehlte. Geld für große Einkäufe hatten die Eltern nicht, und das wenige wurde täglich weniger durch die Inflation. Aber unser Vater war ein praktischer Mann. Er machte täglich mit uns Einkaufsgänge, besuchte dabei die Trödler-Läden in Rothenburgsort und Umgebung. Dort gab es neben allerlei Gerümpel auch viele Sachen, die wir gut gebrauchen konnten. Heute würde man das Secondhandshops nennen. Zunächst kauften wir das Notwendigste: Teller, Tassen, Töpfe, Siebe, Messer, Gabeln, Löffel usw. usw. Dann aber auch Stühle, Tische, Schränke, überhaupt jegliche Möbel. Denn außer den schönen Möbeln von Frau Plump hatten wir nur Börder, die wir aus der Schule entliehen hatten. Vater stöberte in Schuppen und Kellerläden herum. Bald wußten die Händler, was wir suchten, und hoben solche Dinge für uns auf. Dabei bekamen wir zuweilen sehr schöne antike Möbel aus Mahagoni, allerlei Ölbilder. Ein Portrait in Öl von einem Mann, dem man den Künstler ansah, faszinierte Vater auf den ersten Blick. Er nahm es mit für ein paar Mark, stellte nach längeren Forschungen fest, daß es ein Portrait vom Dichter Klaus Groth war. Mutter hat das Bild später dem Klaus-Groth-Museum in Schleswig geschenkt. Die Museumsleute waren darüber hocherfreut, denn das Bild war urkundlich bekannt, aber verschollen.



**Klaus Groth
(1819–1899). Das
Museum befindet
sich in Heide**

Damals kauften wir natürlich hauptsächlich für unseren dringenden Eigenbedarf. Ein anständiges Bett war wichtiger als ein Ölbild. Vater kaufte auch die praktischen Dinge lieber, wenn sie schön waren. Bei diesen Einkaufstouren habe ich viel gelernt. Noch heute gehe ich



mit Vergnügen mit meiner Frau auf Flohmärkte. Und dort kann ich mit ziemlicher Sicherheit erkennen, ob es ein wertvolles Stück ist oder eine Nachahmung. Wenn wir damals größere Sachen gekauft hatten, dann war der Heimtransport zuweilen auch ein Problem. Möglichst trugen wir Stühle oder Kleinmöbel selber. Ich sehe noch meinen Vater durch die Straßen marschieren, auf der Schulter



Eine Schottsche Karre in Hamburg-Harburg

einen gewaltigen Ohrensessel, die Hinterbeine in beiden Händen, die Polsterung lehnte gegen seinen Hinterkopf. Seinen Hut trug ich. Und wenn es zu groß wurde oder zu schwer, dann konnte man damals bei Hütte in der Lindleystraße eine Schottsche Karre mieten, das war ein zweirädriges Fahrzeug mit 2 Armen zum Schieben. Es machte Vater nichts aus, auf diese Art Möbel nach Hause zu transportieren. Immerhin zählte er doch als Direktor der Realschule zur „Hautevolee“ von Rothenburgsort. Aber die prächtigen Menschen dort freuten sich, wenn „ihr“ Direktor sich nicht vor Arbeit scheute.

Ja, unsere Eltern waren schon fabelhafte Menschen. Nie habe ich sie klagen hören in der schweren Zeit damals. Dabei gab es für Flüchtlinge damals keinerlei Geld oder Wiedergutmachung. Deutschland war bitterarm nach dem verlorenen Kriege. Und die Reparationen, die uns die Sieger aufbürdeten, waren so hart, daß das Land immer ärmer wurde. Im Winter 1920–1921 war die Kohlenknappheit so groß, daß die Schule nicht mehr geheizt werden konnte. Der Schulunterricht fand in Schichten statt in der Hammer Schule Brekelbaumpark. Das gab für uns einen Schulweg von über einer Stunde. Und zu Hause war es natürlich kalt, nur in einem Zimmer hatten wir einen kleinen offenen Gaskamin, vor dem sich die ganze Familie versammelte. Man sang einen Schlager, der „Bummelpetrus“ titulierte wurde:

Überall herrscht große Kohlennot,
Auch im Himmel ärgert man sich tot!
Petrus steckt nur dann und wann,
Immer nur ein Sternlein an!

Auch die Arbeitsmoral sank tiefer und tiefer. Was Wunder, wenn man für den Arbeitslohn fast nichts kaufen konnte, weil das Geld am Lohntag schon entwertet war. Arbeitsstellen waren nur begehrt, wenn man dort Naturalien, Holz, Kohle, Korn oder Lebensmittel mit nach Hause nehmen konnte. Da sang man dann:

Die Arbeit ist kein Frosch,
sie hüpf't uns nicht davon!
Und wenn sie uns mit Kaviar die Stiebelsohlen beschmiert,
wir lassen uns zur Arbeit nicht verführen!

Vielleicht werden meine Leser lächeln, daß ich als Junge von 11 oder 12 Jahren schon alle diese Sprüche mitbekam. Aber in Rothenburgsort gab es keine Illusionen, da lebte man in harter Realität. Unbegreiflich für mich, wie man von der damaligen Zeit als den „Goldenen 20er-Jahren“ sprechen kann! Natürlich gab es damals auch „Neureiche“ wie auch nach 1945. Aber die Masse des Volkes hungerte. Ein Arbeitsloser bekam so wenig Unterstützung, daß er sich nur mit Schwarzarbeit gegen Naturalien über Wasser halten konnte. 1924 bis 1926, als die feste Währung etwas mehr Sicherheit bot, wurden die Zeiten etwas besser, aber nachher, bis in die 30er-Jahre, konnten die meisten Arbeitslosen ihren Kindern kein Butterbrot mit in die Schule geben. In Berlin mag es eine Clique gegeben haben, die in Saus und Braus lebte. Aber normale Deutsche war bitterschlecht dran. –

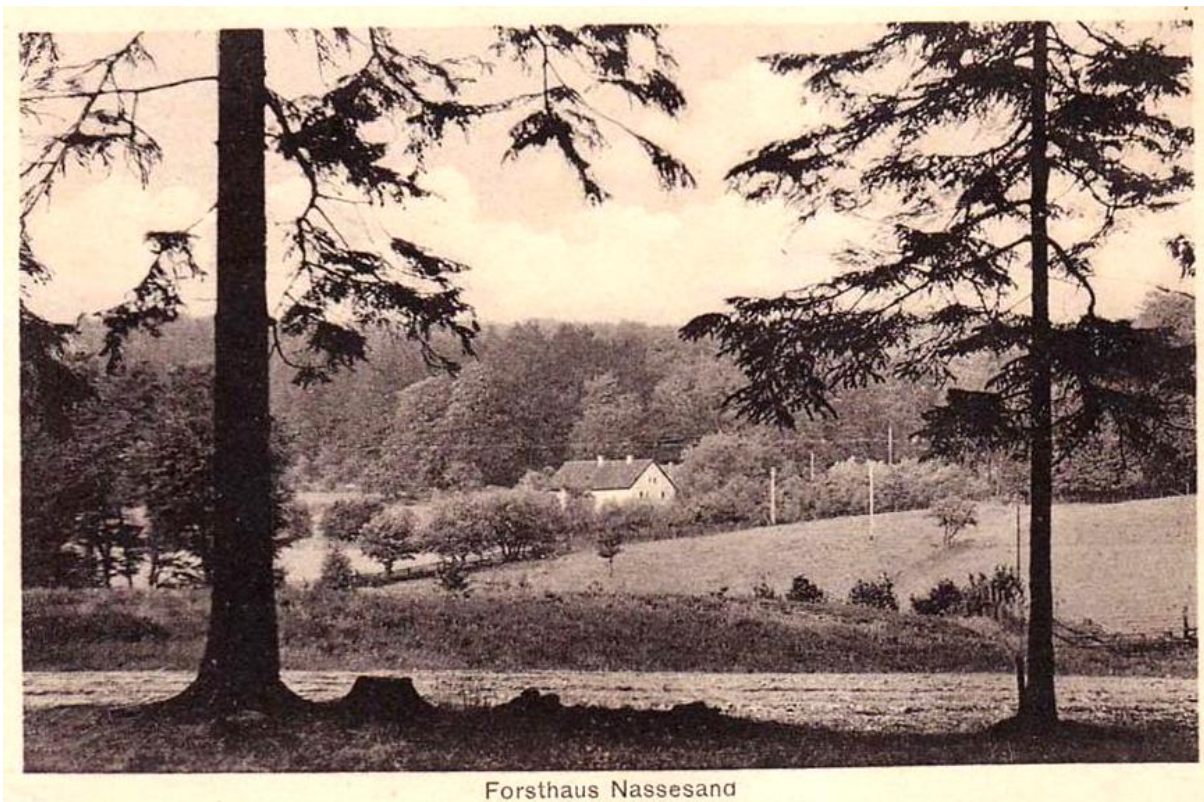
Ich muß noch von den „Madonnen“ sprechen, die unser Wohnzimmer zierten: Vater hatte in Göllschau bei Onkel Heinz in einem alten Schuppen 4 längst vergessene Holzfiguren gefunden, sie Onkel Heinz abgekauft. Nach gründlicher Überholung stellten sie sich als hübsche Schnitzarbeiten heraus, alle 4 etwa 1,20 Meter hoch und aus Lindenholz, ziemlich alt und wurmstichig. Das war zunächst unser einziger Wandschmuck. Nach dem Tode der beiden Eltern haben die Kinder sie unter sich verteilt. –

In der Hamburger Zeit war Vater ein eifriger Bilder-Sammler. Vieles fand er auf unseren Althändler-Streifzügen. Wie ein Detektiv versuchte er die Funde zu klassifizieren. Oft habe ich ihn in die Hamburger Kunsthalle begleitet, um durch Vergleich das Alter und den Künstler herauszufinden. Viel habe ich dabei gelernt.

Wenn ich heute abwäge, was besser oder schlechter war zwischen Detmold und Hamburg, dann bekommt Hamburg doch mehr Pluspunkte. – Schön war in Detmold die schöne Umgebung, der Teutoburger Wald, die Grotenburg mit dem imponierenden Hermannsdenkmal, die schönen Sonntagsausflüge mit Mutter und Schwestern in den Steinbruch Stemmburg, wo man so herrlich spielen konnte. Mutter brachte es doch immer wieder fertig, aus diesen Ausflügen ein Picknick zu machen, Kartoffelsalat gab es aus Gläsern und zum Nachtsch Walderdbeeren, die wir sammelten. Oder nach Forsthaus Nassensand, wo man Kornkaffee und bescheidenen Plattenkuchen bekam. – Manche nette Stunde habe ich auch im Garten bei Piderits mit den beiden Mädchen verbracht. Sie hatten einen großen Besitz zwischen Lagescher Straße und den Feldern im Norden. –

Daß ich nur schwer Kontakt fand zu den Mitschülern, wird sicherlich auch an mir gelegen haben, der ich doch in Brüssel praktisch als Einzelkind aufwuchs. In Hamburg fand ich gleich Kameraden mit gleichen Interessen. Wir strömerten fast täglich in Tiefstack herum, ein Gebiet, von Kanälen durchzogen, das im Begriff war, Industriegebiet zu werden. Baustellen sind immer ein idealer Spielplatz für Kinder, und Wasser hat große Anziehungskraft. Aber ein Wandergebiet wie den Teutoburger Wald gab es in Hamburg nicht. Dafür waren auch die Spaziergänge am Wasser kein Ausgleich.

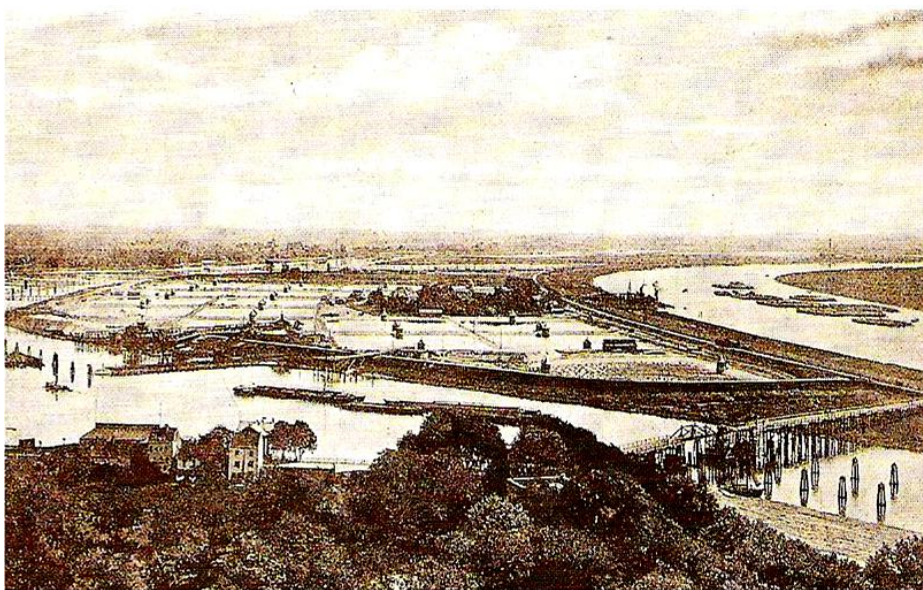
Gern ging ich mit Vater auf der Kaltehofe-Insel spazieren. Da befand sich das Klärwerk der Hamburger Wasserversorgung, und sie war für die Allgemeinheit gesperrt. Vater bekam Sondergenehmigung von der Behörde. Hier konnte man besonders gut die Schifffahrt beobachten, die großen Schlepper mit ihren seitlichen Schaufelrädern, wie sie eine Reihe



Forsthaus Nassesand

von Kähnen stromaufwärts zogen, in der Gegenrichtung die Elbkähne, die allein, nur mit dem Strom zum Hamburger Hafen trieben. Und dann die weißen Ausflugsdampfer, die nach Spadenland und Moorfleet fuhren. Am Deichufer konnte man oft interessante Sachen als Strandgut finden: Wachs, das zu Stapelläufen benutzt wurde, schöne Holzklötze zum Bau von Schiffen, einen Ball aus reinem Naturgummi, der trotz seines Gewichts enorm sprang, und noch viel mehr, was herumlag, weil keine Spaziergänger auf die Insel durften.

Höhepunkte in Rothenburgsort waren gelegentliche Schlepperfahrten mit dem Vater meines Freundes Jonni Meier. Am 18. Mai 1922 schrieb ich meiner Mutter nach Cuxhaven einen begeisterten Brief über so eine Dampferfahrt: „Es war sehr heiß, weil das Schiff, ganz aus Eisen, die Hitze aufsog. Der Schlepper heißt ‚Dresden‘. Er hat auch tüchtig geschaukelt. Im Maschinenraum war ich auch. Der Maschinist heißt an Bord Meister. Wenn der Meister etwas sagt, dann sind alle still!“ Zu dem Brief habe ich auch eine Karte gezeichnet, wohin wir überall gefahren sind. Ich glaube, der Drang zur Seefahrt steckte mir schon damals in den Knochen!



Insel Kaltehofe



Ostseebad Grömitz i. Holstein

Vater war ein versierter Schiffbauer. Und mein Interesse dafür war groß. Den Rohbau, das Aushöhlen des Rumpfes, machte ich im Werkunterricht. Aber dann nahm Vater die Sache in die Hand, nagelte ein Deck auf den Rohbau, setzte die Masten mit Gaffeln und Bäumen. Mutter nähte die Segel, Vater besorgte das Aufkelen, und schließlich war der Vater meines Freundes Hans Wulf so nett, das Ganze fachgerecht anzumalen. Das Schiff war noch nicht fertig,

als ich am 14. Juli 1921 in die Ferienkolonie „Seestern“ in Grömitz abfuhr. Darum kam das Modell später per Post. Oh, wie war ich glücklich und stolz. Den Brief von Vater mit genauen Anweisungen habe ich noch. Zu nett, wenn man nach 64 Jahren noch mal mit alten Briefen mit seinen Eltern Zwiesprache halten kann.

In Grömitz hat es mir damals sehr gut gefallen. Es waren etwa 60–70 Kinder aus Hamburg dort. Man versorgte uns sehr gut, aber ließ uns doch allerlei Freiheit. Statt in Gruppen an den Strand zu gehen, zog ich es oft vor, mich am Bootssteg oder auf der Dampferbrücke



herumzutreiben, mit mir meine Freunde. Wenn ein Dampfer aus Lübeck anlegte, dann riefen wir im Chor: „Oh wie blaß!“

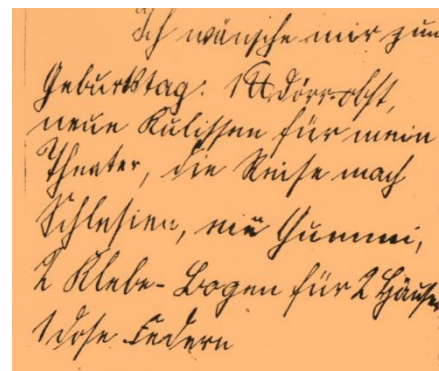
Meine erste große Reise quer durch Deutschland machte ich aber schon im Sommer 1920. Onkel Heinz und Tante Bertha aus Göllschau in Niederschlesien hatten mich unterernährten Flüchtlingsjungen eingeladen, um mich auf dem Rittergut mal tüchtig aufzupäppeln. – Mehrere Briefe und Karten aus dieser Zeit existieren noch. Wie die



Gruß aus Göllschau (Haynau) - Kreisbrücke mit Obermühle

Hinreise vonstatten ging, erinnere ich nicht mehr. Ganz allein werde ich das mit 12 Jahren nicht geschafft haben. Denn in Berlin mußte man umsteigen und vom Bahnhof Friedrichstraße zum Schlesischen Bahnhof mit der Droschke fahren. Zurück fuhr ich mit meiner Cousine Elisabeth Lohmeyer, die dann ein paar Wochen bei uns in Hamburg blieb. Damals hatte ich die Vorstellung, daß Landwirt für mich der passende Beruf wäre, wahrscheinlich, weil es in Göllschau so vieles gutes Essen gab. Mit meinem Vetter Wilhelm habe ich Scheunen und Ställe durchstreift, mit dem Onkel bin ich mit der Kutsche aufs Feld gefahren, habe im Fischteich gebadet! Alles das habe ich in mehreren Briefen genaustens den Eltern berichtet. Einen Fauxpas habe ich mir damals auch geleistet. Um vor Wilhelm und der Dorfjugend anzugeben, beschmiß ich das Auto des Tierarztes mit Steinen. Es folgte ein großes Strafgericht, dann mußte ich nach Haynau marschieren, um mich beim Tierarzt zu entschuldigen. Er war aber sehr gnädig, gab mir sogar eine Limonade zu trinken. Ich hatte schon Angst, daß die Sache meinem Vater berichtet würde.

Was das Essen anbelangt, so war das in Hamburg sehr knapp. Auf dem Wunschzettel zum Geburtstag am 3. Juli 1920 wünschte ich mir z. B. 1 Pfund Dörrobst! Gundi wünschte sich im selben Jahr, daß sie sich einmal an geräuchertem Schellfisch sattessen könnte. Aber dieser Wunsch war damals für die Eltern unerfüllbar. Da ich seit meinem Aufenthalt in Deutschland unterernährt war, verschrieb mir unser Hausarzt Dr. Meldola 50 Gramm Zucker pro Monat als Sonderration!! Ich hatte all die Jahre dauernd heftige Kopfschmerzen, was sicher mit der schlechten Ernährung zusammenhing. Die Eltern taten alles, um mir zu helfen. Sie gingen mit mir von Arzt zu Arzt, auch zum Heilpraktiker, der mir Bullrich-Salz verschrieb. Und jeden Sommer wurde ich auf Ferienreise geschickt. Von Schlesien und Grömitz schrieb ich ja schon. Die Kopfschmerzen vergingen erst, als es wieder genug zu essen gab.



Wunschzettel 1920: „Ich wünsche mir zum Geburtstag 1 ♂ Dörrobst, neue Kulissen für mein Theater, die Reise nach Schlesien, ein Gummi, 2 Klebe-Bogen für 2 Häuser, 1 Dose Federn“

Die Kohlenknappheit war all die Jahre groß, denn Deutschland mußte riesige Mengen Kohlen aus dem Ruhrgebiet als Reparationen an Frankreich liefern. Holz

als Brennstoff gab es in der Umgebung von Hamburg nicht. Darum versuchten Frauen wie Kinder in Schlackenbergen um das Hamburger Gaswerk Tiefstack Kohlestückchen zu finden. Andere gingen noch radikaler vor: Von Tiefstack nach Trittau ging damals eine Kleinbahn. Da bewarfen die Jungs die Lokomotive mit Steinen. Die Heizer wehrten sich, indem sie Kohlestücke zurückwarfen, und die wollten die Jungs ja haben.



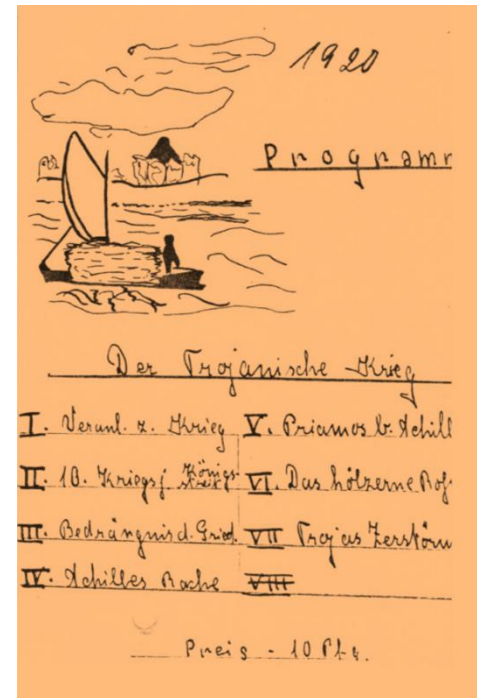
Unsere Realschule lag direkt am Güterbahnhof Rothenburgsort. Täglich konnte man vom Fenster aus beobachten, wie Männer den Zaun überkletterten, Waggonen aufbrachen und beraubten. Einmal machten ein Freund und ich einen großartigen Fund: In einer Sandkuhle am Bahnhof fanden wir im Sand etliche Kaffeebohnen. Sicherlich hatten Waggonräuber da einen Kaffeesack aufgeschnitten. Tagelang haben wir mit einem Nudelsieb den Sand durchgeseiht, um möglichst alle Kaffeebohnen zu retten. Unsere Mutter hat sie dann in einem alten Kochtopf geröstet, für die Eltern ein lange entbehrter Genuß! –

Mein erstes Theaterstück erlebte ich in der Volksschule Veddel, wo Gertrud als Lehrerin angestellt war. Sie hatte ihre Prüfung ja schon 1917 in Hamburg abgelegt. Es war „Wallensteins Lager“, imponierte mir damals sehr. Ein paar Jahre später haben wir in Rothenburgsort dasselbe Stück aufgeführt. Ich hatte die Rolle des Rekruten! –



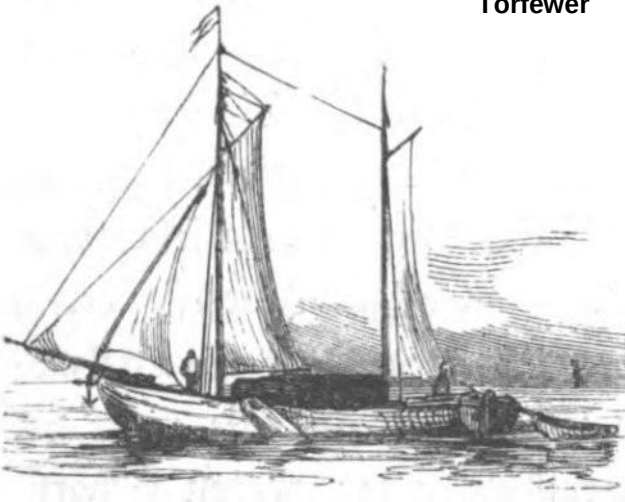
Irmgard war um die Zeit in der Anstalt Langenhorn angestellt, nachdem sie vorher am Kinderkrankenhaus Rothenburgsort gearbeitet hatte. – Gundi hatte ihre Schulzeit an der Klosterschule Hamburg beendet, kam dann in die Apothekerlehre in Hittfeld bei Herrn Berg. Viel bewundert habe ich damals das neue Fahrrad von Gertrud. Einmal bekam ich es geliehen, um Irmgard in Langenhorn zu besuchen. Gundi schrieb mir um die Zeit eine Postkarte, auf die sie einige Salmiakpastillen klebte!

Weihnachten 1920 bekam ich ein Puppentheater geschenkt. Damit habe ich viel gespielt. Ein Glanzpunkt meiner Karriere als Theaterintendant war die Aufführung von: „Der Trojanische Krieg“. Zu dem Zweck hatte ich die hintere Kulisse des Theaters durch eine Spielfestung ersetzt, wie sie damals als Kinderspielzeug üblich war. Das hölzerne Pferd war auch ein Spielzeugpferd. Die Zerstörung Trojas hätte fast auch mein Theater zerstört: Ich hatte allerlei Kerzenstümpfchen hinter den Festungsmauern versteckt angezündet. Alles wirkte sehr realistisch, die Zuschauer waren begeistert, der Applaus war groß. Aber das Feuer geriet außer Kontrolle. Nur mit genauer Not konnten wir das Theater retten. Die schönen Programme zeichnete Bruno



Lenks Schwester Elfriede. Nett der Torfewer² als Vignette! –

Torfewer



Ein Puppentheater war natürlich in damaliger Zeit ein Super-Luxus, wurde von meinen Spielkameraden sehr bewundert. Ich nehme an, Vater hat es irgendwie mal unter der Hand gekauft. – Die täglichen Spielzeuge waren wesentlich einfacher. Da wurde gern mit Marmeln gespielt. Die machten wir uns selber aus Lehm, zu Kugeln geknetet und getrocknet. Allerdings lehnten die Kinder, die noch richtige Marmeln besaßen, unsere Lehminger ab. –

Fußball war schon damals besonders beliebt. Den Ball machten wir aus etlichen Lagen Papier, eng mit Bindfaden umwunden. Lange hielten diese Bälle nicht, die Eltern sahen es auch garnicht besonders gern, wenn wir Fußball spielten, denn damit machten wir unsere Schuhe schnell kaputt. Da war schon schonender das „Kräuseln“, Kreisel mit der Peitsche antreiben. Oder Seilspringen. Damals wurde auch ein Spiel mit eisernen Würfeln gespielt, das „Produkt“ hieß. Fünf Würfel wurden hingelegt, einer in die Luft geworfen, bevor er aufgefangen wurde, mußte man möglichst viele von den anderen Würfeln aufnehmen.

² Segelschiff zum Transport von Torf, vor allem auf der Niederelbe



Und dann die Roller! Zwei Räder, das vordere lenkbar, mit einem Brett verbunden, auf dem man mit einem Fuß stand, mit dem anderen stieß man sich ab. Die Dinger waren meist Eigenbau, von den Vätern hergestellt. Die Hauptschwierigkeit waren die Räder: Aus Holz ausgesägt waren sie selten richtig rund und hielten nicht lange. Ganz Schlaue gingen zu einer Bahnstrecke, klauten sich die Rollen, auf denen die Signaldrähte liefen. So war es eben damals – was man nicht kaufen konnte, wurde „besorgt“! – Jeder richtige Hamburger Junge hatte einen Speicher, nicht nur zum Spielen, sondern auch als Versteck für all die kleinen Schätze, die Jungs nun mal haben. Vater verhalf mir auch zu einem Speicher. Mehrere kleine Holzkistchen, in denen zuweilen Liebesgaben aus Übersee kamen, nagelte er übereinander. Darauf ein Dach mit einer Garnrolle als Aufzugseinrichtung, mit der man allerlei kleine Säcke und Kisten heraufziehen konnte. – Bei den kleinen Kisten denke ich voll Dankbarkeit an die Spenden der Deutsch-Brasilianer aus Blumenau. Meist enthielten sie Fett oder braunen Rohrzucker. Wenn wir Glück hatten, bekamen wir auch mal so ein Kistchen. Wenn sie leer waren, habe ich noch lange damit gespielt.

Am 16. Juli 1922 hatten die Eltern Silberne Hochzeit. Räume zum Feiern hatten wir ja genug. In den Ferien stand uns die ganze Schule zur Verfügung. So kamen denn außer der Familie 35 Verwandte und Bekannte aus Nah und Fern. Wie diese Menge Menschen von den Eltern verpflegt wurde, ist mir heute noch schleierhaft. Aber es war ein großes Fest. Sogar Onkel Heinz und Tante Bertha aus Schlesien waren gekommen. –

Nachher und etwas verspätet reiste ich nach Warnemünde ins Hamburger Ferienlager Flugplatz. Schon als ich ankam, bestürmten mich meine Schulkameraden, die schon eine Woche dort waren, um meine Reisebutterbrote. Dieses Lager war irgendwie christlich aufgezogen mit regelmäßigen Gebetszeiten usw. Der Ton war nicht nett, ich wurde viel gehänselt, wahrscheinlich weil mein Vater etwas „Besseres“ war. Ich mochte keine Buchweizengrütze, das hatten die „Kameraden“ bald raus, sie foppten mich so lange, bis mir mal der Kragen platzte und ich rausschrie: „Ich mag den Schiet nicht!“ Da ging ein Sturm der



Hans Förster: Fachwerkhäuser in Altona

waren die, die versuchten, mit ehrlicher Arbeit sich und ihre Familien durchzubringen. Eine bemerkenswerte Persönlichkeit war der Zeichenlehrer unserer Schule, Hans Förster! Er war bekannt als Kunstmaler und durch seine Holzschnitte im japanischem Stil. Von ihm stammte auch der Drei-Flügel-Altar in der Katharinenkirche, Mönkebergstraße, leider vernichtet durch Bomben im zweiten Weltkrieg. Hans Förster hat unsere Klasse einmal in die Kirche geführt. Er erzählte uns allerlei über die Entstehung des Kunstwerks. In der Mitte Jesus im langen dunklen Haar, an den Seitenflügeln „Stadt“ mit Senatoren in ihren steifen Halskrausen und gegenüber „Land“ mit Vierländer Bauern in Tracht. Den Entwurf vom Seitenflügel LAND schenkte er meinem Vater, von dem ich das Bild erbte. Wir schauten einmal Hans Förster bei seiner Arbeit zu: Beim Holzschnitt brauchte er für jede Farbe eine gesonderte Platte. Die war aus ca. 2 cm Buchenholz. Er stemmte dann die vorgezeichneten Konturen mit allerlei Schnitzseisen aus. Als Hammer benutzte er eine kleine eiserne Hantel. Gedruckt wurde das Bild auf Japanpapier. Einige seiner Bilder habe ich noch in Besitz. Für ein Schulfest hatte Hans Förster auch eine Notgeldschein entworfen mit dem Spruch: „Kloogheit ward rinproppt, Dummheit ward rutkloppt!“

Entrüstung los: „Lohmeyer hat das Essen Schiet genannt.“ Sofort wurde das der Lagerleitung hinterbracht, und ich wurde mit allgemeiner Verachtung bestraft. Der Leiter hätte ja mich mal befragen können, wieso und warum ich diese Äußerung getan hatte. Auf jeden Fall habe ich seit dieser Zeit immer größte Vorsicht im Umgang mit gar zu frommen Menschen gepflegt.

Eine andere Erinnerung habe ich noch an diese Ferienzeit: Wir gingen in den Ort Warnemünde, um für unsere wenigen Groschen kleine Einkäufe zu machen. In einem Süßwarengeschäft drängte sich ein besserer Herr vor, warf einen Geldschein auf den Ladentisch und nahm sich eine Tafel Schokolade von der Auslage. Die Verkäuferin rief: „Das sind Atrappen!“ Und der bessere Herr: „Egal, man weiß ja doch nicht, wohin mit dem Geld!“ Und das vor einer Gruppe Kinder, die mit einer sozialen Einrichtung auf Erholung geschickt waren!

Es waren schon verbogene Zeiten damals. Angeschmiert



**Hans Förster
(1885–1966)
(Foto: Egon Klebe)**

KALAUER UND SPRÜCHE

Hier ein paar Kalauer und Aussprüche von meinem Vater:

Meine Mutter hat gesagt,
Nimm Dir keine Bauernmagd,
Nimm ein Mädchen aus der Stadt,
Die geputzte Stiefel hat!

Le boeuf – der Ochs,
La vache – die Kuh,
Fermes la porte – die Tür mach zu!

Es klapperten die Klapperschlangen,
Bis ihre Klappern schlapper klangen!

Man wird so alt wie eine Kuh
Und lernt noch immer was dazu!

Ich danke Dir, Du Tram ... bahnschaffner!

Wie gewinnt man Gold?
Man legt Blüten vom Goldlack auf einen Holzfußboden. Dann verbindet sich der Lack mit den (Fußboden-)Ritzen, das werden Lakritzen! Und das Gold wird frei!

Hier ein sogenannter Klapphornvers:

Zwei Knaben suchten eeniglich
Uf einem Boom nen Appel!
Sie fanden aber keenen nich,
der Boom, das war ne Pappel.
Wie gut, daß diese beiden Knaben
den Appel nicht gefunden haben!
Es würd ja garkeen Ende nehmen,
das Suchen uf den Pappelbeemen!

Der Bouillon-Stein

Ein Handwerksbursche, der Hunger hatte, hob am Wege einen schönen runden Stein auf. Im nächsten Hause bat er die Frau: „Bitte, könnte ich etwas heißes Wasser haben, um mir aus meinem Bouillonstein eine Suppe zu kochen!“ Die Frau, neugierig, gab ihm das Gewünschte. Im Laufe des Gespräches schmuggelte er einen Schinkenknochen, allerlei Gewürz und Suppenkraut in den Topf. Nachher schmeckte die Suppe tatsächlich recht gut. Die begeisterte Frau kaufte den Stein für 100 Mark!

Schön als Kind hatte unser Vater recht originelle Einfälle: Als Schuljunge erlebte er, wie auf der Grotenburg im Teutoburger Wald das Hermanns-Denkmal errichtet wurde. Er konnte sich später noch genau erinnern, wie auf der Bergkuppe die einzelnen Teile des Denkmals, aus Kupfer gefertigt, herumlagen. Da hatte er eine Idee: Er besorgte sich einige Erbsen, knetete sie in Lehm-Bälle ein und versteckte sie in den Nasenlöchern von Hermanns Kopf. Es sollte, wenn das Denkmal fertig stand, aus der Nase lange Erbsenranken herauswachsen. Aber es ist nichts passiert, sicherlich haben die Bauarbeiter vor Fertigstellung noch Hermanns Nase sorgfältig geputzt!

Mal wollte er einem seiner Brüder einen Streich spielen. Bei Frostwetter riet er ihm, er sollte doch mal den metallenen Klingelknopf ablecken, der schmeckte so süß. Der Bruder ist dabei mit der Zunge an dem kalten Metall kleben geblieben!

Einmal hatten die Jungs im Wald einen großen Ammoniten (ca. 50 cm Durchmesser) entdeckt. Sie bauten sich eine Trage, schafften das Ammonshorn eine ganze Strecke weit fort. Dann stolperte der Vordermann, das wertvolle Stück zerbrach, wurde liegen gelassen.
(Dies als Jugenderinnerung von unserem Vater!)

Aber nun weiter mit den kleinen Stories, die Vater gern viele Male erzählte:

Bei der Kindtaufe möchte der Vater des Kindes dem Herrn Pastor zuprosten, weiß nicht, wie er das am besten tut bei dem frommen Herrn. Schließlich hebt er sein Glas und sagt: „Halleluja, Herr Pastor!“



**Der 16-jährige Karl
Lohmeyer (1884)**

Am Biertisch will einer seine Freunde mit einem Rätsel unterhalten: Er legt mehrere Bohnen auf die Tischplatte, eine von ihnen etwas an die Seite. „Was ist das?“, fragt er, und als die Freunde es nicht herausbekommen: „Sehr einfach, eine Bohne ist apart, also Bonaparte!“ Das merkt sich einer aus der Runde, will das Rätsel bei einer Gelegenheit vorführen. Er legt die Bohnen genau so auf den Tisch und fragt: „Na, was ist das?“ Keiner weiß es, da strahlt er und verkündet: „Ganz einfach, das ist Napoleon!“ Überschrift: Der Pointenmörder.

Noch ein Rätsel:

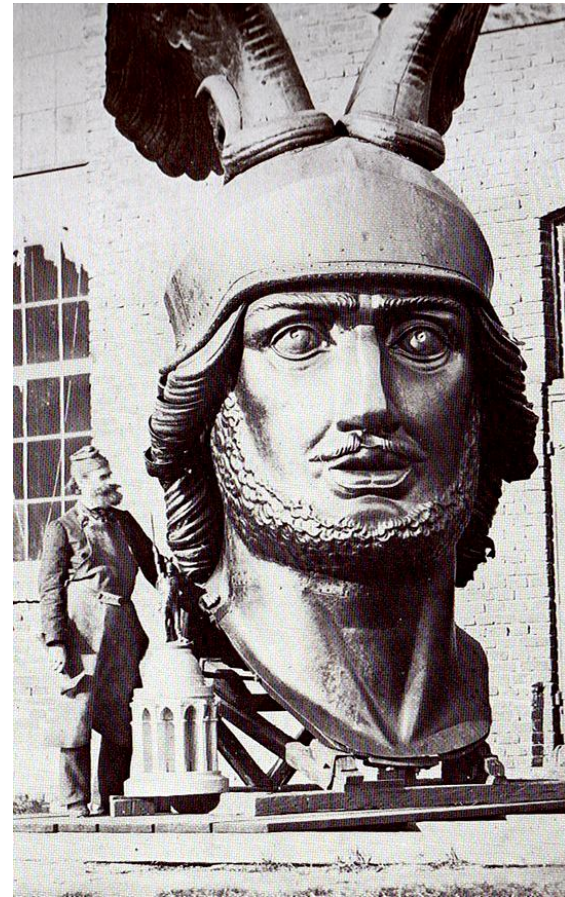
Sie winkt ihm, er hält um sie an, sie gibt ihm „ihr Geld, und er läßt sie sitzen!“ Was ist das? Nicht etwa ein Ehedrama, nein, ganz einfach eine Droschke mit Kutscher!!

Hier eine Scherzfrage, die aus der griechischen Geschichte stammt:

Am Morgen auf Vieren, am Mittag auf Zweien, am Abend auf Dreien, was ist das? Das menschliche Leben. Das Kleinkind krabbelt auf der Erde mit Händen und Füßen, der Erwachsene geht auf seinen 2 Beinen, der Alte benutzt dazu noch einen Stock.

Er hat 3 Füße! Wieso? Er hat einen rechten Fuß, einen linken Fuß und einen Typhus (Tüfuß).

Welches ist der kälteste Vogel? Der Zeisig, der ist hinten so eisig!
Wer kennt die Geschichte von Friedrich dem Großen und dem Bahnwärter? Ätsch, die gibt es überhaupt nicht, damals gab es noch keine Eisenbahn!



Wie schützt man sich am Nordpol vor Eisbären, die einen fressen wollen? – Sehr einfach, man trägt eine blaue Brille, dann werden aus den Eisbären Blaubeeren, die kann man selber essen!

Was ist das:
Mein erstes ist ein Diebeszeichen,
Mein zweites ist ein „i“,
Mein drittes ist ein Liebeszeichen,
Das Ganze, das sind Sie! (Pfiffikus)

Wer kennt das Lied von den Waschblusen? „Was blusen die Trompeten, Husaren heraus ...!“

Hier ein Geburtstag-Gedicht:

Morgen ist ihr Namenstag,
was ich ihr wohl schenken mag?
Einen Hut mit einem Reiher
oder einen Papageier!
Nein, ich habe mich bedonnen,
und es wird ihr nichts geschenkt!

(Überliefert und von Mutters Hand geschrieben, in Familienpapieren von mir gefunden.)

Der Mann kommt von einer Bahnfahrt zurück. „Wie war die Reise?“, wird er gefragt. „Scheußlich“, antwortet er, „ich kann das Rückwärtsfahren nicht vertragen!“ – „Ja, warum konntest Du nicht mit Deinem Gegenüber die Plätze tauschen?“ Und er: „Ja, das war es ja gerade, ich hatte gar kein Gegenüber!“

Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es könnt geladen sein! – Spiele nie mit Schießgewehren, denn es fühlt wie Du den Schmerz! –

Ein Zimmerherr wirft jeden Abend beim Zubettgehen seine Stiefel gegen die Wand. Sein Zimmernachbar wird von dem Krach gestört, beschwert sich. Der Zimmerherr, in Gedanken, wirft trotzdem einen Stiefel gegen die Wand, dann fällt ihm die Beschwerde ein, setzt den zweiten Stiefel leise hin. Der Nachbar, sehr ärgerlich, wartet auf den zweiten Stiefel, um einschlafen zu können. Der kommt nicht. Da bullert er an die Wand und ruft: „Wann kommt denn endlich der zweite Stiefel, damit ich einschlafen kann!“

Der Schlußsatz aus einem Brief: „Bitte entschuldige, daß ich in Hemdsärmeln schreibe, aber es ist hier eine barbarische Hitze!“

Zwei Freunde in einem Zimmer. Der eine döst auf dem Sofa, der andere liest die Zeitung, indem er aus dem Fenster schaut. „Es kommt eine lange Dürre“, liest er aus dem Wetterbericht vor. Der auf dem Sofa brummt: „Ne kurze Dicke wär mir auch recht!“

Hier ein Satz zum rückwärts lesen:

„Ein Neger mit Gazelle zagt im Regen nie!“ Oder: „Ein teuer Reittier reuet nie!“

In Lippe, unseres Vaters Heimat, spricht man das G wie J. Man sagt da: „Eine jute jebratene Jans is eine Jabe Jottes, die mit joldenen Jabeln jejessen wird!“
Man sagt da auch: „Ne Jans is ne seltener Vogel, für eenen zu viel un für zwee zu wenig!“

Und in Norddeutschland sagt man: „Alle Brodens et ik girn, utgenomen Swinsbroden, den et ik ganz verdübelt girn!“

So lernen Kinder die 5 Erdteile: Im Theater ein Gespräch zwischen zwei übereinander liegenden Logen: „EUROPA-Gucker is runtergefallen!“ – „ASIEN tschuldigen, essen's in der Pause AFRIKAssee mit mir, AMERIKA-Sträußchen werden's mich erkennen!“ Und beim Essen: „AUSTRALIEN Sie a Hitzen!“

Das Kind durfte bei den Mahlzeiten nicht sprechen. „Entbehre und genieße“, sagt der Vater. Und der Sohn: „Jawohl, Papa, Bären tanzen auf der Straße, und Nießen heißt Hapschi!“

Sagte man sich in Lippe: „Was ist denn das mit Dich mein Kind? Du ißt mich nicht, du trinkst mich nicht? Du bist mich doch nicht krank!“

Der Apotheker-Lehrling, ein Stotterer, rennt zum Chef, will was aufgeregt sagen, aber bekommt nichts raus. Der Apotheker: „Sing doch!“ Und er nach der Melodie „Das Wandern ist des Müllers Lust“: „Der Spiritus im Keller brennt, und alles steht in Flammen!“

Bei einem Festessen schneidet sich ein Gast von der Spargelplatte alle Spargelköpfe ab und schiebt sie auf seinen Teller. Sein Nachbar: „Aber, mein Herr, das geht aber nicht!“ Und die Antwort: „Wissen Sie nicht, das ist das Beste!“

Noch eine Essensgeschichte: Der Freiherr von Stein liebte es, in einfacher Kleidung durchs Land zu ziehen, um die „Stimme des Volkes“ zu erfahren. Als er in einem Gasthaus an der Table d'hôte sich mehrmals von dem leckeren Braten nahm, da tipp-te ihn der Wirt auf die Schulter und sagte: „Vetter, freet ok Tüften (Kartoffeln).“

Ein Gast betritt ein Café: „Haben Sie Cigorien? (Damit wurde früher der echte Bohnenkaffee verlängert.) Bitte bringen Sie alles her, was Sie an Cigorien im Hause haben.“ – Als der gesamte Vorrat auf dem Tisch steht, sagt er: „So, nun kochen Sie mir mal eine anständige Tasse Kaffee!“

Ein Besucher bewundert bei Familie Roth das Neugeborene: „Wunderbar, Rotz-Nase, Rotz-Mund, ein richtiges Rotzgesicht!“

Man sagte früher: „Das ist nichts für kleine Kinder und junge Hunde!“

Der wertvolle Orden: Nach einer Audienz wird dem Besucher von einem nacheilenden Hofbeamten auf der Treppe ein Kästchen mit einem Orden überreicht: „In Anbetracht Ihrer Verdienste um unser Land verleiht Ihnen ihre Hoheit den ‚Großen Adler-Orden am Band!‘ Erfreut öffnet der so Geehrte das Kästchen, ruft dann erschrocken dem Beamten nach: „Da sind ja 2 Orden in dem Kasten!“ Und der Davoneilende: „Dann geben sie den anderen dem Kutscher!“

Zwei alte Jungfern haben gemeinsam nur ein Gebiß. Als sie eines Tages zum Kaffee eingeladen wurden, bekam die eine das Gebiß für die Zeit von 3–4, soll es dann der anderen für die nächste Stunde überlassen. – Die eine kommt nicht pünktlich zurück, die Wartende geht ihr bis zur Straßenecke entgegen. Da erscheint die eine außer Atem, reißt das Leihgebiß aus dem Mund, gibt es der Wartenden. Diese setzt es sich ein, sagt mit begeistertem Augenaufschlag: „Hmm, Pflaumenkuchen!“

Ein Ehepaar streitet sich, ob Schere oder Messer nützlicher für eine bestimmte Arbeit ist. Sie, die auf die Schere schwört, unterliegt bei dem Streit, wird von ihrem Mann ins Wasser geworfen. Schon unter Wasser reckt sie noch mal den Arm empor und macht mit 2 Fingern die Bewegung des Schereschneidens. Sie hatte das letzte Wort!

Eine sehr energische Frau bedroht ihren Mann! Er, ein Löwenbändiger, flüchtet in den Raubtierkäfig. Seine Frau ruft ihm nach: „Du elender Feigling!“

Das sang der Vater zuweilen:

Ich bin gerührt zu Apfelmus
und fließe wie Pomade,
Mein Herz schlägt wie ein Pferdefuß
in meiner linken Wade!

Aus Vaters Kindheit ein Bilderbuchvers:

Trink in früher Morgenstund
Ziegenmilch, sie ist gesund!
Manchem Kranken sie sogar
von dem Arzt verordnet war!

Noch einer:

„Trocken Brot macht Wangen rot!“

Dazu sagten die Kinder weiter:

Doch beschmierte Butterbröter
Machen sie noch viel, viel röter!

Statt der heutigen Limericks liebte man früher Schüttelreime. Zum Beispiel:

Käse ist ein Magenschluß
der alles andere schlagen muß!

Unser alter Kentenich (Das war Vaters Kommilitone)
Der mag die kalte Ente nicht!

oder:

Hammer-Landstraße – Strammer Landhase – Lahmer Strandhase.

Noch einer aus Vaters Repertoire:



**Karl Lohmeyer in den
1950er-Jahren**

Ist der D-Zug in Gefahr,
zieh die Notbremse!
Reicht man dir im Dining-Car
eine Schüssel Brot = Nimm se!

Sagte ein Mann zu seiner Frau: „Wenn einer von uns beiden stirbt, dann fahre ich nach Italien!“

Ein Junge im Winter: „Is mein Vadder ganz recht, daß mir die Hände frieren, wat kooft er mir keene Handschen!“

„Spaß muß sein“, sagte der Bauer und kitzelte seine Frau tot!

Rekruten nennen ihre Ausbilder: Aeneas und Andreas. Das sollte heißen: Dat eene Aas und dat annere Aas!

Unser Vater verstand es vorzüglich, Festlichkeiten zu organisieren und für Unterhaltung der Gäste zu sorgen. Da wurden dann unter seiner Leitung sogenannte Scharaden aufgeführt. Z.B.:

„Die letzte Frist“, ein Filmtitel: Da gehen 3 Damen hintereinander, die Dritte kaut an einem Brötchen.

Erasmus von Rotterdam: Eine Dame in roten Kleid füttert einen Herrn mit Marmelade (Mus).

Ein überspannter Gelehrter: Einen offenen Regenschirm stellt man über ein ausgetrunkenes Bierglas.

Vater trat auch als Akteur auf: Eines seiner Pardestücke:

Der Mann, der unter die kalte Dusche geht: Er hält vorsichtig den Finger unter den angeblichen Wasserstrahl, zieht zurück, erschauert, macht einen neuen Versuch, wieder nur kurz, das wiederholt sich mehrere Male, bis er schließlich ganz unter den Wasserstrahl geht! – Das alles konnte unser Vater so plastisch vorführen, daß der Zuschauer die Überwindung regelrecht mitempfand.

Auch um den Halleyschen Kometen rankt sich eine Geschichte, die unser Vater uns Kindern erzählte. Dieser Komet, 1985 viel besprochen, kam schon einmal in meinem Leben in Erdnähe, nämlich 1910. Damals wurde angenommen, daß der Schweif des Sterns unter Umständen giftige Gase enthielt, die auf der Erde Tod und Verderben bringen könnten. Vater erzählte später: Er hatte geplant, den Schweif des Kometen zu fassen, um, daran hängend, eine kleine Weltraumfahrt zu machen. Nur unsere Mutter hätte ihn überredet, davon abzulassen.

Es gibt noch eine Menge Stories um unseren Vater. Diejenigen, die ihn nicht erlebten, könnten annehmen, daß Vater so eine Art von Ulknudel gewesen wäre! Weit gefehlt! So fröhlich, wie er sein konnte, so energisch war er in allen Berufsdingen. Er konnte mit seinem Blick, ohne ein Wort zu sagen, sein Gegenüber einschüchtern. Man erzählte, daß er, wenn er eine laut tobende Schulklasse betrat, die Jungs allein durch sein Erscheinen und seinen



strengen Blick in einer Minute, ohne einen Ton von sich zu geben, zur Ruhe brachte. Neben seinen vielfältigen Aufgaben als Auslandsschuldirektor, die er sehr gewissenhaft ausführte, arbeitete er mit großem Eifer wissenschaftlich. Bekannt wurde er als Heimatforscher im Bund „Männer vom Morgenstern“. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Forschungen im Gebiet um Cuxhaven, also Land Hadeln und Wursten. So z. B. arbeitete er in den Werken des Dichters und Amtsverwalters Barthold Heinrich BROCKES, der um 1700 in Ritzebüttel war,



Barthold Heinrich Brockes
(1680–1747)

und aus dessen Dichtungen sich viele Rückschlüsse auf das Leben zur damaligen Zeit in unserer engeren Heimat ziehen lassen. – Weiter arbeitete er an Erklärungen zu Goethes „Faust“. Auch damit hat er sich einen Namen gemacht. Einige Theaterstücke, meist heimatlichen Inhalts, entstammen seiner Feder, so z. B. ein Heimatspiel aus Schwalenberg/Lippe, das viele Jahre lang immer wieder aufgeführt wurde.



Wie schon erwähnt, begründete Vater in Rothenburgsort und auch in Cuxhaven Vortragsreihen für die Allgemein-

heit, zu denen er Dichter und auch Wissenschaftler verpflichtete. Die Eintrittspreise waren volkstümlich niedrig, dafür hatte Vater auch bei jeder Veranstaltung volles Haus. Über seine Künstlerausstellungen habe ich schon geschrieben.

Zusammenfassend kann ich sagen, daß Vater ein Wissenschaftler war mit dem Talent, sein Wissen so weiterzugeben, daß sich auch der sogenannte kleine Mann angesprochen fühlte. Aber in der Hauptsache war Vater ein Schulmann erster Klasse. Er genoß bei seinen Vorgesetzten höchste Achtung, wurde in den 20er- und 30er-Jahren mehrere Male als Reichsbeauftragter für das Auslandsschulwesen zu Deutschen Schulen im Ausland geschickt, um dort die Reifeprüfungen abzunehmen. So war er z. B. in Spanien, der Schweiz und sogar in Südafrika, wo er mehrere Deutsche Schulen besuchte. Bei diesen Reisen zeigte er sich auch als geschickter Diplomat, was vor allen Dingen wichtig war in den ersten Jahren des „Dritten Reiches“. Ich erinnere mich, wie er einmal sagte: „Mit Höflichkeit kann man sich am besten die Leute vom Leibe halten!“

Es wäre ungerecht, wenn ich in diesen Aufzeichnungen nicht auch das Wirken unserer Mutter erwähnen würde. Ganz kurz umrissen: Was Vater durch Strenge und Energie erreichte, das machte sie mit lebenswürdiger Ausgeglichenheit. Unsere Mutter war es, die zuweilen auftretende Härten des Vaters im Umgang mit seiner Umgebung geschickt zu glätten verstand, indem sie ihnen die Spitzen nahm. Als Gattin eines Mannes, der im Lichte der Öffentlichkeit stand, hatte sie auch eine große Aufgabe zu erfüllen. Wie der Pastor bei ihrer Grabrede so treffend sagte: „Sie war eine Dame!“ Hinzufügen muß ich, sie war außerdem eine „Mutter“: hochverehrt nicht nur von ihren Kindern, sondern auch von den Menschen ihrer Umgebung. Auch sie regierte in ihrem Umfeld, aber so behutsam, daß man es kaum merkte!



SATANS- UND ANDERE BRATEN

Die Vierländerstraße war die Hauptverbindung zum Gemüseanbaugebiet Vierlande. Täglich sah man die hochrädigen blitzblanken Bauernwagen mit Gemüse zum Großmarkt fahren. Vor den zahlreichen Kneipen an der Straße standen stets eine Reihe Holzeimer mit frischem Wasser für die Pferde, um damit die Bauern zur Einkehr zu veranlassen. Einige größere Restaurants hatten auch Pferdeställe für übernachtende Gespanne. Autos sah man nur sehr



**Hamburg-
Rothenburgsort:
Vierländer Straße**

selten. An der Vierländerstraße gab es zahlreiche Läden, meist im Kellergeschoß der Etagenhäuser. Unser „Krämer“ hieß Nimmergut. Er war ein kleines, bewegliches Männchen, das immer kleine Witze auf Lager hatte. Kaufte man Zucker, dann fragte er stets: „Süßen?“ –

Einmal mußte ich beim Schlachter anstehen. Es gab eine Sonderzuteilung Corned Beef. Die Schlange stand entlang der Ladenfront, dann die 4 Stufen runter, im Laden längs der Wand, dann entlang dem Haublock, wo das Beef lagerte, und dem Tresen, wo die Marken und das Geld kassiert wurden. Ich hatte mich schon bis zum Haublock vorgearbeitet, Geld und Marken in der Hand. Als der Schlachter an seinem Corned-Beef-Block herumschnitt, da fiel ein Stückchen von dem Fleisch, etwa so groß wie eine Nuß, vor meiner Nase auf den Block. Gerade wollte ich die Köstlichkeit in den Mund stecken, da drohte mir der brutale Schlachter mit seinem großen Messer: „Legst Du das hin!“ Voller Angst floh ich ohne die Sonderzuteilung aus dem Laden nach Hause. Nun mußte meine Schwester erneut anstehen!

Altpapier, Lumpen, Metall waren begehrte Rohmaterialien, die jeder „Plünnhöker“ gern aufkaufte. Unsere Mutter hatte seitlich am Küchentisch einen Sack hängen, in den sie jedes kleinste Stück Papier sammelte. Für den Erlös beim Altmaterial-Händler kaufte ich 2 oder 3 Eierbecher für Irmgards Aussteuer.

In diese Zeit fällt auch die Geschichte von dem Serienmörder Haarmann, der in Hannover mehrere Jugendliche ermordet und sogar nachher als Fleisch verkauft haben sollte. Schon ging der Schlager rund:

Warte, warte nur ein Weilchen,
Bald kommt Haarmann auch zu Dir,
Und mit seinem Hackebeilchen
Macht er Pökelfleisch aus Dir!



Wenn die Zeiten auch hart waren damals kurz nach dem ersten Weltkrieg, keineswegs haben wir darum Trübsal geblasen! In einer Familie mit erwachsenen Töchtern war immer Betrieb. Und die Eltern hatten Verständnis dafür, daß ihre Kinder zu Hause Geselligkeit haben möchten. So wurden denn Tanzkränzchen arrangiert. Es war da-

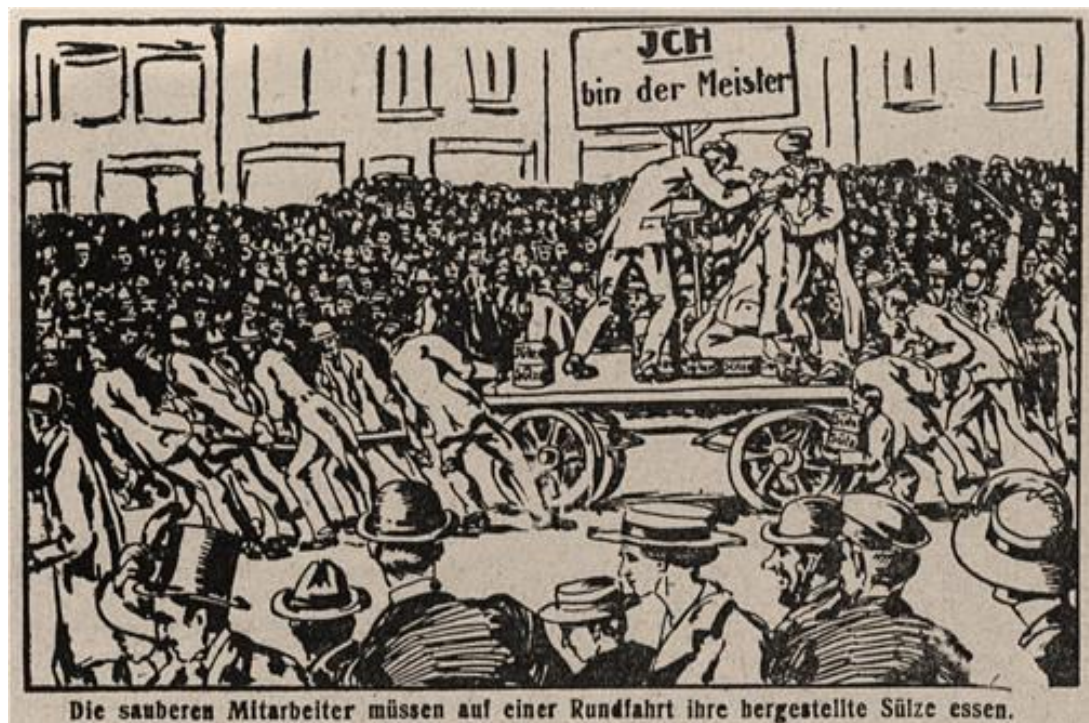
Eine ähnliche Story gab es auch in Hamburg. Da sollte angeblich ein Wurstfabrikant namens Heil Sülze geliefert haben, in der tote Ratten verarbeitet waren. Die erregte Menge soll ihn in die Alster geworfen haben!



Friedrich Haarmann
(1879–1925)

Wir haben damals notgedrungen unsere Fleischration beim Pferdeschlachter gekauft. Dort gab es auf Marken die doppelte Menge als beim Metzger. Sparsam, wie meine Mutter stets war, hatte sie eines Tages so viel Marken beisammen, daß man dafür einen stattlichen Braten kaufen konnte, natürlich Hottehü! Sie legte ihn mit großer Liebe als Sauerbraten ein und stellte ihn in den kühlen Keller. Eines Tages war der Topf umgekippt und der Braten verschwunden. Der große Kater vom Schulpedell hatte ihn stibitzt!?

Satirische Postkarten zu den Hamburger Unruhen 1919. Der gerettete Sülzenfabrikant Jakob Heil zahlte eine Strafe und gründete eine neue Fleischfabrik



mals nicht üblich, daß junge Mädchen in Lokalen tanzen gingen. Da alle 3 Schwestern im Berufsleben standen, war an netten Herrenbekanntschaften kein Mangel. Unsere großen Zimmer, frühere Klassenzimmer, die nur schwach möbliert waren, eigneten sie vorzüglich als Tanzflächen. Musik lieferte ein uraltes Tafelklavier, das Vater beim Althändler billig erstanden hatte. Es war zwar dauernd verstimmt, aber heute würde es für eine Tanzkapelle eine echte Attraktion sein! Ein Klavierspieler wurde engagiert. Unsere erfindungsreiche Mutter zauberte immer wieder nette Getränke und hübsche Platten mit belegten Broten und Salaten aufs Buffet. Leider durfte ich nicht mitmachen, wurde früh ins Bett gesteckt, aber es war schon schön, der Musik aus dem Nebenzimmer zu lauschen. Als ich einmal gefragt wurde: „Bist Du bald eingeschlafen?“, da soll ich geantwortet haben: „Ja, nach dem zweiten Honolulu!“

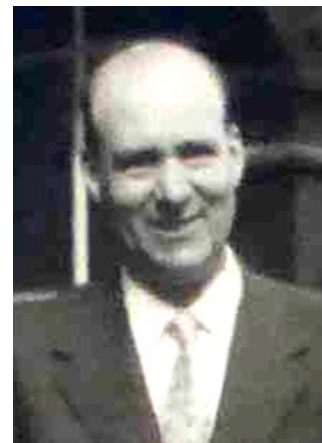
Honolulu,
im Land der Zulu,
oder Samoa,
das ist ganz gleich.

So ging damals ein verrückter Schlager. – Übrigens nahm an diesen Kränzchen auch ein Student der Medizin Schuback teil. Nachdem er seinen Doktor gemacht hatte, verlobte er sich mit Schwester Irmgard, wurde so mein Schwager. Auf dem Familienfoto der Silbernen Hochzeit ist er schon mit drauf, also am 16. Juli 1922, aber etwas am Rande und mit leicht verlegenem Gesicht. Nachher fuhr er etwa ein halbes Jahr als Schiffsarzt auf dem Dampfer der Deutschen Levante-Linie „JONIA“. Die Reise führte ihn bis ins Schwarze Meer nach Novorosisk/UDSSR. Vergeblich versuchte ich, meiner Schwester die seltenen Briefmarken aus den fernen östlichen Ländern abzuluchsen. Aus Pietät durften sie nicht von den Briefumschlägen abgemacht werden.



**Irmgard und
Albrecht Schuback**

Dr. Albrecht Schuback war mir immer ein sehr lieber Schwager, den ich wegen seiner Freundlichkeit und Korrektheit bewunderte. Dafür ein Beispiel: Albrecht hatte seine Braut besucht, fuhr abends von Rothenburgsort mit dem Fahrrad nach Hause in die Papenstraße. Noch in der Markmann-Straße schnappte ihn ein Schutzmann, weil er kein Licht am Fahrrad hatte. Warscheinlich war ihm das Öl aus dem Fahrradlämpchen ausgegangen. Als er seinen Namen mit Doktor Schuback angab, fragte der Polizist: „Dann kommen Sie sicher aus dem Kinderkrankenhaus (in der Markmannstraße)?“ Hätte er einfach „Ja“ gesagt, dann wäre er als Arzt im Dienst straffrei davon gekommen. Aber er gab (wahrscheinlich errötend) an, er käme von seiner Braut! Und mußte Strafe bezahlen. Ja, das ist Schwager Albrecht, und so ist er geblieben!



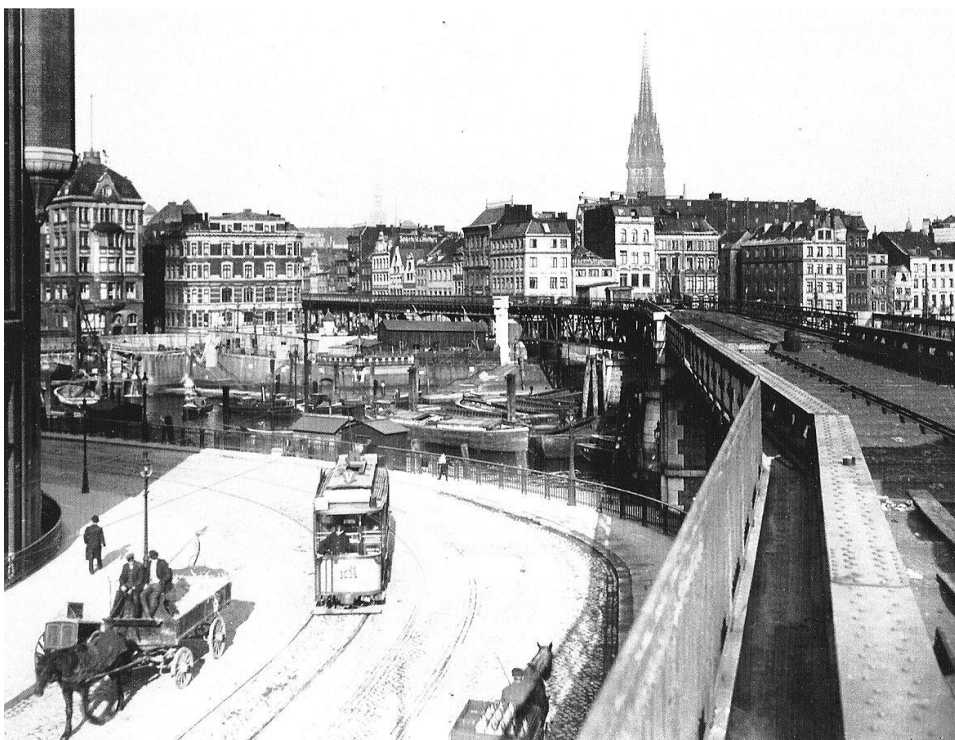


HAMBURG. Hoch- und Untergrundbahn
Strecke Rödingsmarkt — Rödingsmarkt zum Baumwall

IN DIE HAMBURGER INNENSTADT

Man kam nicht oft in die Stadt damals, es war ein weiter Weg bis zum Hauptbahnhof zu Fuß. Und für die Bahn hatte ein Junge damals meist kein Geld. Aber wenn ich mir mal ein großes Vergnügen machen wollte, dann fuhr ich Hochbahn, rund um den Ring. Hinter Spaldingstraße ging der Zug unter die Erde. War Station Rathausmarkt passiert, dann ging es in einem eleganten Bogen wieder nach oben zum Rödingsmarkt. Die Strecke über den Hafen ist nach meiner Ansicht eine der schönsten. Die großen Werften, die Schiffe, alles lag zum Greifen nahe vor einem. Jedesmal bedauerte ich, wenn es vor Millern- tor wieder unter die Erde ging. Im Norden von Hamburg hatte man dann wieder einen weiten Blick über das Häusermeer und die breiten Ausfallstraßen. Kellinghusenstraße mußte man umsteigen, wenn man nach Norden, nach Ochsenzoll wollte. Dort wohnte mein Schulkamerad Henry Dahms. Früher hatte er in Rothenburgsort gewohnt, dann wurde sein Vater versetzt, die Eltern wollten aber, daß





Hochbahn zwischen Rödingsmarkt und Baumwall

endete zwangsläufig am Hauptbahnhof. Zurück nach Rothenburgsort konnte man unmöglich mit der gleichen Fahrkarte fahren. Auf dem Fußmarsch nach Hause benutzte ich oft die Gelegenheit, den Alsterdamm (heute Ballindamm) entlangzugehen, um mir in den Sehenswerten der großen Reedereien die herrlichen Schiffsmodelle anzuschauen. Alles, was mit der See oder Seefahrt zu tun hatte, faszinierte mich damals schon mächtig. Mein erstes Schiff sandte mir mein Vater nach Grömitz nach. Später, wieder zu Hause, ließ ich es auf der Elbe segeln. Da bewies es, daß es ein prima Segler war. Der Wind packte es und ab segelte es auf Nimmerwiedersehen! Ich hätte heulen können! Ein neues Schiff taufte ich auf den Namen „Irmgard“ zu Ehren meiner zweiten Schwester. Natürlich war es ein besonderes Erlebnis, wenn ich mal auf ein richtiges großes Seeschiff gehen konnte. Da war

Henry seine Schulzeit in Rothenburgsort beendete. Daher der lange Schulweg quer durch Hamburg. Einmal haben mich die Dahms eingeladen. Als beim Mittagessen die liebe Mutter Dahms mich nach dem dritten Teller fragte: „Na, Diedrich, möchtest Du noch etwas?“, da soll ich geantwortet haben: „Augenblick, ich will erstmal sacken lassen!“ Sicherlich ein großes Kompliment für die hervorragende Dahmsche Küche. Der kleine Bruder von Henry übte fleißig am Klavier für den Geburtstag des Vaters, wo er ihm ein Ständchen bringen wollte. –

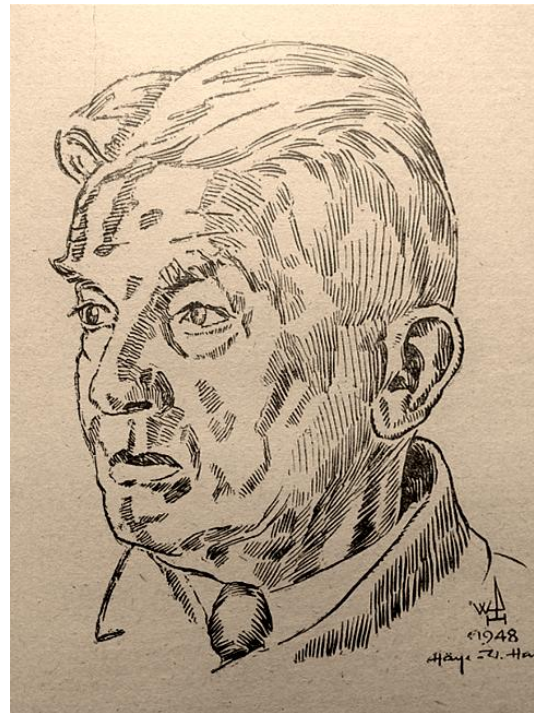
Die normale Hochbahn-Ringfahrt ohne Besuch bei Freunden



mein Schulkamerad Walter Steffens, dessen Vater auf dem Dampfer „Tucuman“ (Hapag?) fuhr. Aber der Zugang zum Freihafen war nur mit Sonderausweis möglich damals, wegen der vielen Räuberei. Wenn man den elterlichen Meldeschein bei der Zollgrenze hinterlegte und der Zollmann nett war, dann konnte man mal für ein paar Stunden an Bord gehen. Wir Jungs durchstöberten dann das ganze Schiff. Der Koch bewirtete uns mit Corned-Beef-Broten, der Steuermann zeigte uns die Brücke. Auch in die Maschine durften wir runter steigen, denn Vater Steffens war Maschinist. –

Angeregt durch den Werkunterricht in der Schule baute ich mir aus einem Kistchen einen Werkzeugschrank. Manche Schlüsselbrettchen, Blumentreppen, Lampenschirme aus Laubsägearbeit konnte ich als Geschenke selber herstellen und fand damit große Anerkennung bei Eltern und Geschwistern. Werkunterricht war mein liebstes Fach in der Schule. Einige Begabung bewies ich auch für Sprachen und deutschen Aufsatz. Aber Rechnen und Mathematik lagen mir überhaupt nicht. Für mich war auch ein Handikap, daß mein Vater der Direktor war. Er war ziemlich autoritär, sehr national eingestellt und geriet dadurch mit jungen Lehrern zuweilen in Konflikt. Das mußte ich dann ausbaden. Außerdem litt ich, wie schon berichtet, jahrelang unter mehr oder minder starken Kopfschmerzen, von denen mich kein Arzt heilen konnte. Diese mäßigen Schulleistungen waren natürlich für meinen Vater äußerst ärgerlich. Wenn es mal zu Auseinandersetzungen mit Vater kam, dann immer wegen schlechter Schulzeugnisse! Sonst war er für uns vier Kinder immer ein hohes Vorbild an Fleiß, Energie, Tatkraft und Organisationstalent. Dabei soll nicht vergessen werden, wie unsere Mutter in behutsamer, liebevoller Art die Zügel im häuslichen Bereich in der Hand hielt. Sie war die Ausgleichende im Familienkreise. Wenn ich heute das Wirken beider Elternteile für die Familie überdenke, dann hat die Mutter bei mir doch stärkere Eindrücke hinterlassen.

Einen großen Wunsch bin ich der Mutter schuldig geblieben. Sie hätte so gern gesehen, daß ich ein Instrument erlernt hätte. Man wählte das Cello aus. Mehrere Jahre habe ich Stunden gehabt, erst auf einem geliehenen Instrument, dann auf einem eigenen. Aber dann wurde es doch aufgegeben mangels Talent von mir. Die Mutter war sicherlich sehr traurig darüber.



Karl Lohmeyer
(Abb.: Männer vom Morgenstern)

Ostern 1923 erhielten wir die Nachricht, daß unsere Tage in Hamburg gezählt sein würden. Vater wurde zum Direktor der Höheren Staatsschule in Cuxhaven ernannt. Das ist die höhere Schule, die von seinem Schwiegervater Professor Rohde gegründet wurde. Vater wie Mutter freuten sich sehr über diese ehrenvolle Berufung und Rückkehr in die alte Heimat.



Vater ging schon im April 1923 nach Cuxhaven, um sein neues Amt anzutreten. Wir blieben noch in Hamburg, bis sich eine Wohnung in Cuxhaven gefunden haben würde. Gleichfalls im Frühjahr 1923 bekamen wir als Pensionär meinen Vetter Reinhold Treviranus aus Uetz bei Potsdam, wo seine Eltern ein großes Gut bewirtschafteten. Auch Reinhold sollte mit uns nach Cuxhaven übersiedeln, wo für den Direktor

ein sehr schönes Haus in der Abendrothstraße stand. Allerdings wurde es noch von dem früheren Direktor Professor Herfort bewohnt, der sich mit Händen und Füßen wehrte auszuziehen. Weder die Oberschulbehörde noch der so energische Vater schafften es zunächst, Herrn Herfort rauszubekommen. –

Die Sommerferien 1923 reiste ich mit Reinhold nach Uetz, wo wir schöne Ferien verbrachten. Kurz vor Ferienende kam nach Uetz die Nachricht, daß sich für uns die Ferien um etliche Tage verlängert hätten, da die Wohnungssache sich inzwischen geregelt hatte. – Vater war es nach vielen Verhandlungen gelungen, Herrn Herfort zu zwingen, die obere Etage der Amtswohnung für uns zu räumen. Die Eltern machten darum in den Ferien den Umzug nach Cuxhaven, und wir genossen noch ein paar Tage Zusatzferien auf dem Lande. Sicher, wir waren froh, nach Cuxhaven zu kommen. Aber Rothenburgsort verließ ich doch mit einem feuchten und einem trockenen Auge! Viele liebe Freunde ließ ich zurück. Die Jahre in Hamburg hatte ich mich wirklich wohl gefühlt. Dort hatte ich gleichaltrige Jungs gefunden, mit gleichen Interessen, wie ich sie hatte. Das war für mich ein Erlebnis, das ich in meinen ersten 10 Lebensjahren nie gehabt hatte. Rothenburgsort war mir so recht eine Heimat geworden. –

1923: CUXHAVEN

Ende August 1923 nahmen wir Abschied von den Eltern Treviranus aus Uetz, Reinhold traurig, daß er von Hause fort mußte, und ich froh, wieder nach Hause, dazu nach Cuxhaven zu kommen. Etwas kannte ich Cuxhaven schon, war in den Ferien bei Familie Kamps zu Besuch gewesen. Onkel Doktor Kamps hatte seine Wohnung und Praxis in dem großen Hause Strichweg 23. Aus der oberen Etage hatte man einen wunderbaren Blick über das

Cuxhaven: Höhere Staatschule in der Abendrothstraße



Wasser und den Deich, sah die großen und kleinen Schiffe vorbeifahren, oft noch die großen Windjammer unter vollen Segeln. Das war Ostern 1922.

Unsere jetzige Wohnung lag in der Abendrothstraße fernab vom Wasser und vom Strand. Wieder einmal war es eine Notwohnung, die obere Etage eines Einfamilienhauses, ohne Etagentür. Herr Herfort hatte sich aus dem Staube gemacht, aber seine Möbel in den unteren Räumen gelassen, damit wir sie nicht benutzen konnten. Es hat fast 1 Jahr gedauert, bis wir endlich das ganze Haus für uns hatten.

Wie hat sich Cuxhaven seit dieser Zeit verändert! Damals standen bei jeder Zugankunft die Hausknechte der Hotels vor dem Bahnhof, streng nach Größe ihres Unternehmens geordnet, um eventuelle Gäste in Empfang zu nehmen. Einige Kraftdroschken, so nannte man damals die Taxen, gab es schon, aber keinerlei Omnibus. Vom Bahnhof führte ein Schienenstrang durch die Stadt, vorbei am Gaswerk in der Friedrich-Karl-Straße bis zum Fort Kugelbake, die sogenannte Kanonenbahn. Man hatte sie gebaut, um die beiden Forts an der Elbmündung mit schwerem Material zu versorgen. Auf diesen Schienen hatte es vor dem Kriege 1913 eine Art Straßenbahn gegeben, die aber wieder eingestellt wurde. –

Cuxhavens Straßen waren durchweg mit Klinkern gepflastert. So kurz nach dem Kriege waren sie noch voller Schlaglöcher. Die Abendrothstraße führte in Richtung Altenwalde. Nur wenige Häuser standen dort, auch eine Volksschule und „unsere“ Höhere Staatsschule. Dort, wo die Abendrothstraße den Westerwisch kreuzte, ging die Straße bergab. Der Westerwischweg lag tiefer an einem Graben, einer Wettern, wie man das nannte. Alle Häuser auf der südlichen Seite konnte man nur über die kleinen Brücken erreichen. Die Chaussee nach Altenwalde war teilweise noch nicht mal gepflastert, obwohl sie die Garnison Cuxhaven mit dem Luftschiff-Platz Nordholz verband. Damals, nach dem Versailler Vertrag (oder Diktat) durfte Deutschland nur Hunderttausend Soldaten haben, darum war die Garnison Cuxhaven nur sehr schwach belegt. Die 3 Häfen, Alter Hafen, Fischereihafen und Amerika-Hafen, wurden nur wenig genutzt. Eine kleine Flotte älterer Fischdampfer löschte im

Fischereihafen. Ein paar Dutzend Krabbenkutter belebten den Alten Hafen, versorgten die Umgebung mit frischen Krabben. Der Amerika-Hafen, einstmals gebaut, um die Passagierschiffe der HAPAG aufzunehmen, lag tot da, höchstens mal als Nothafen benutzt.

Das Sprichwort „Alte Liebe rostet nicht“ hatte in Cuxhaven eine besondere Bedeutung: Die Dampfer-Anlegebrücke ALTE LIEBE rostete darum nicht, weil sie aus Holz errichtet war. Ebenso die Seebäderbrücke und das Steubenhöft, damals noch Imperatorbrücke. Alle drei Brücken waren in langen Kriegsjahren nie repariert und faulten so langsam vor sich hin. Sonntags kam der Raddampfer „Cuxhaven“, brachte Passagiere, sozusagen Wochenendgäste, ins Seebad, die von Cuxhavener Hotels und Pensionen verächtlich „Eintagsfliegen“ genannt wurden, weil sie abends wieder abfuhrten. Im Sommer kam täglich



von Hamburg das Seebäderschiff „Kaiser“ an die Seebäderbrücke, um Gäste zu bringen und für Helgoland abzuholen. Am Steubenhöft lag höchstens mal ein Havarieschiff. Der Verkehr nach Amerika began erst etwa 1925. Die früheren Amerikadampfer waren entweder im Krieg versenkt oder als Reparation dem Feind ausgeliefert. –

Sonntagsbesucher spazierten meist am Seedeich entlang Richtung Kugelbake. Vorbei an zwei Spielbassins, in denen Kinder ihre Schiffchen schwimmen lassen konnten, kam man zur Militärbadeanstalt und zum Seebad Grimmershörn, direkt unter dem Fort Grimmershörn, wo jeden Mittag Punkt 12 Uhr der „Klütenschuß“ abgefeuert wurde. Danach sollten die Hausfrauen ihr Mittagessen auf den Herd stellen und nebenbei auch die Kapitäne ihre Schiffschronometer kontrollieren.

Auf dem Deichvorland standen im Sommer immer noch allerlei Strandkörbe, aus goldenen Friedenszeiten herüber gerettet. Am Döser Seedeich Nr. 2 stand das bekannte Haus „Kiek in de See“, das von zwei meiner Tanten bewirtschaftet wurde, die dort Kurgäste beherbergten und bewirteten. Joachim



Ringelnatz erwähnt das Haus „Kiek in de See“ in seinem Buch „Als Mariner im Krieg“. Er hatte da für etliche Monate gewohnt. Meine beiden Tanten Anna und Gesine Rohde haben später oft erzählt von Ringelnatz, der lieb und nett, aber stets zu jedem dummen Streich aufgelegt war. –

Etwa gegenüber der Prinzessinnen- trift lag das Karrenbad, einige gedeckte Wagen, vorn mit einem Schutzschirm versehen, die auf einer schrägen Ebene ins Wasser herab-



gelassen werden konnten, nachdem die Badegäste sie trockenen Fußes an Land besteigen konnten. Vom Karrenbad an wurde der Weg bis zur Kugelbake beschwerlich. Zwar hieß die ganze Rasenfläche zwischen Wasser und Deich stolz Grünstrand, aber hinter dem Karrenbad waren die sumpfigen Wiesen von etlichen Wassergräben durchzogen. Wenn man nicht auf die Deichkrone auswich, mußte man die Gräben überspringen, konnte aber auch ausrutschen und im Schlamm landen. Im

Sommer waren die Grasflächen rosa von blühenden Strandnelken. Kreischende Möwen verteidigten ihre Nester gegen Nesträuber. –

Die Kugelbake kannte ich damals 1923 nur von Bildern. Man hatte das stolze Bauwerk bei Kriegsausbruch abgerissen, um feindlichen Schiffen die Navigation zu erschweren. Ebenso hatte man damals etliche Häuser gesprengt, damit das Fort Thomsen freies Schußfeld für eindringende Kriegsschiffe hatte. Aber niemals sind die Forts an der Elbmündung im ersten Weltkrieg in Aktion getreten. Auch im zweiten Weltkriege dienten sie fast nur der Luftabwehr. – Eine bescheidene Not-Kugelbake wurde in den 20er-Jahren aufgestellt, aber verschwand eines Tages spurlos. Wohin? Kann man nur mutmaßen! Im Jahre 1923 wurde nämlich das Ruhrgebiet von den Franzosen besetzt, wegen deutscher Rückstände an Reparationsleistungen. (Deutschland sollte gemäß dem Versailler Diktat 132 Milliarden [!] in Geld und Sachwerten bezahlen.) Spontan haben damals die Bergarbeiter im Ruhrgebiet die Arbeit

Cuxhaven-Duhnen: Alte und neue Kugelbake

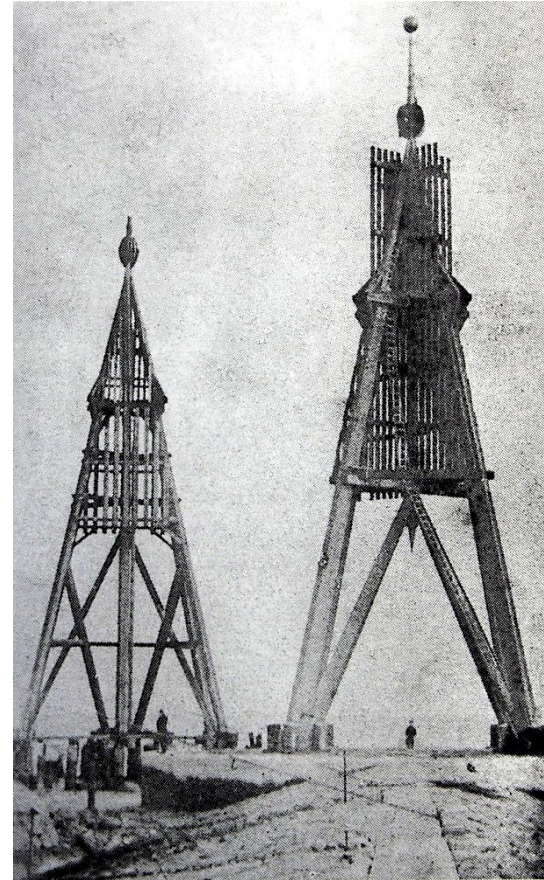
niedergelegt und mußten mit ihren Familien nach Rest-deutschland flüchten, um den französischen Gefängnissen zu entgehen. Auch nach Cuxhaven waren etliche gekommen, wurden von der Verwaltung in Hotels und Pensionen untergebracht, auch im Haus „Kiek in de See“. Natürlich gab es darum auch keine Kohlen, Brennholz wird sehr knapp gewesen sein. Vermutlich ist die damalige Kugelbake in Cuxhavens Öfen und Herden verheizt worden. –

Hinter der Kugelbake nach Westen erstreckte sich viele Kilometer weit der schöne weiße Sandstrand, begrenzt von einer Kette von mit Strandhafer bewachsenen Dünen. Nach etwa 3 Kilometern kam man nach Duhnen, damals ein verträumtes Fischerdorf. Nur wenige Kurgäste verirrt sich dorthin. Etwas später erwarb unsere Tante Gesine (Sinni) Rohde dort ein Haus und gründete mit einer Freundin dort eine Pension „Haus in der Sonne“. Duhnen hatte schon bald starken Aufschwung, baute eine Badebrücke, wie man sie in den Ostseebädern findet, und ist heute „der Kurort“ von Niedersachsen.

Doch zurück zur Abendrothstraße. Der Weg, aus dem sie entstand, hieß vor 1888 Schweineweide, wurde später umgetauft in Professorenstieg. Nicht zufällig, nein, es war der tägliche Schulweg meines Großvaters Professor Rohde. Auch die Rohdestraße, an der die Stadtparkasse liegt, ist nach ihm benannt. Das Haus, in dem er mit seiner Familie wohnte, steht heute noch, es ist das Eckhaus an der nordwestlichen Ecke Abendrothstraße und Westerrischweg. Gegenüber, an der südwestlichen Ecke, wohnte der Tierarzt Abraham, heute mein Schwager, der Seelotse Max Loibl. Das Haus der Familie Schleyer habe ich ja schon erwähnt. –

Meine Mutter mußte als junges Mädchen meist die Einkäufe besorgen. Das führte sie zunächst zu dem Gemischtwarengeschäft von Mandje (Amandus) Hedemann, Ecke Wester- und Süderreihe. Mandje Lügg wurde er auch genannt, wohl weil er es mit der Wahrheit nicht ganz genau nahm. Mandje Hedemann habe ich als Greis noch 1923 erlebt. Er erzählte von seinem Geschäft, das vor Jahren sicherlich sehr beachtlich war. So bekam er eine Bestellung von außerhalb, Adresse: An den Kaufmann, wo der Briefkasten vor die Dire (Türe) ist!

Die Nordersteinstraße, heute Fußgängerzone, war, als ich sie erlebte, keinesfalls ein Einkaufszentrum. Ein Warenhaus gab es, Fa. Brady, dicht dabei die Drogerie Lues, gegenüber davon die Bank Gotthelf, Harms & Co. Fa. Scharfstein war „das“ Modehaus von Cuxhaven und Goldschmied Wöbber der einzige Uhrmacher. Nur einen Zahnarzt gab es in Cuxhaven, Dentist Großmüller. Beachtlich groß war damals schon Dölle's Hotel. Nur dicht bei der Alten Liebe gab es noch einige kleinere Hotels und Gasthäuser. Petroleum-Viertel nannte man die Gegend am nördlichen Ende der Deichstraße, eigentlich nur ein Amüsierviertel für Seeleute.



Fleischhaken durch die Zunge bohrte und sich an dem Haken aufhängte. Damals, eben nach der Inflation, gab es auch noch zahlreiche Verkaufsbuden auf dem Markt, wo „Pütt un Pannen“, Kleider und Hosen angeboten wurden. Der billige Jacob, der Gardinen und Spitzen verkaufte, war schon wegen seiner derben Witze ein Anziehungspunkt. Mit nur einer Mark konnte man natürlich keine großen Sprünge machen, schon eine Roßbratwurst (nicht Rost-Bratwurst) war kaum zu erschwingen. Aber schon das Dabeisein war herrlich.

Noch heute, nach 60 Jahren, gehe ich gern auf den Fleckenmarkt, wenn sich dafür Gelegenheit bietet. Allerdings stellt man fest, daß es früher doch viel, viel schöner war. Die Erinnerung vergoldet eben! –

Da fällt mir eine nette Geschichte ein, die unsere Mutter in ihrer Jungmädchenzeit erlebt hatte: Sie war damals, um den Haushalt zu erlernen, bei einem Pastor in Quakenbrück in Pension, wie man damals sagte. Im Pastorenhaushalt ging es recht knapp zu. Der Schlachter kam freitags und fragte: „Fru Pastor, wat wülls se den förn Sündag hebben?“ Und die Pastorin: „Och, bring se man ne lütsche Hammelkühl!“ Die Hammelkeule wurde Sonntagmittag gebraten. Montag, Dienstag gab es sie kalt, mittwochs, wenn sie schon etwas „Hautgout“ hatte, wurde sie mit übermangansauerm Kali abgewaschen und erschien wieder auf der Mittagstafel, donnerstags gab es aus den „Resten“ ein Frikassee. Und freitags erschien wieder der Schlachter, dem bedeutet wurde: „Och, bring se man ne lütsche Hammelkühl!“ So ging das Woche für Woche. Da soll die Fru Pastor auch noch verkündet haben beim Mittagessen: „Mein Mann dankt, ich bin satt, die Kinder mögen nichts mehr, das Mädchen kriegt nichts mehr, Herr Vikar, möchten Sie noch etwas?“ Aber es waren auch knappe Zeiten damals um 1890! Aus der Zeit stammt wohl auch das Sprichwort der Mutter: „Bäckerkinder soll man nicht mit Stuten füttern!“

Auf dem Lande nannte man den Weihnachtsabend: Fullbucks-Abend, denn an diesem Abend durften die Knechte und Mägde auf den Bauernhöfen so viel Grünkohl essen, wie sie runterkriegten, mit dem dazugehörigen fetten Speck!! Übrigens gab es Ostern für die Bediensteten auf den Höfen auch so viel hartgekochte Eier, wie die mochten. Nur: Jedes zwölfte Ei mußte mit Schale gegessen werden. Das sollte wahrscheinlich als Bremse dienen. –

Auch Vater erzählte aus seiner Jugend: Da kam in Detmold eine Zigeunerin mit schreiendem Säugling auf dem Arm an die Tür zum Betteln. Die mitleidigen Schwestern holten für das Baby eine Tasse Milch. Die Zigeunerin: „Bebby, mags du Milch?“ Keine Antwort, was Wunder! Darauf die „treusorgende“ Mutter: „Bebby mag keine Milch“ und trank sie selber.

Weiter erzählte Vater von einer seiner Schwestern, die auf den kleinen Bruder aufpassen sollte und daraufhin seufzte: „Wenn man alle Hannen (Hände) full to don het, denn sall man noch Panzen (etwa: Kleinkinder) opwohrr!“ Dabei war sie selber höchstens 10 Jahre alt!

DIE „GOLDENEN ZWANZIGER“

Obwohl oft „Die goldenen 20ger-Jahre“ genannt, lebte man damals noch sehr bescheiden. Der Inflation will ich ein besonderes Kapitel widmen. Erst die Flüchtlinge aus dem Ruhrgebiet, dann die hohen Arbeitslosenzahlen. Die Arbeitslosen-Unterstützung war so gering, daß sie nicht mal zum Sattessen reichte. In Cuxhaven konnten sich die Ärmsten immer noch gelegentlich mal am Hafen Fisch „besorgen“. So sagte mal mein Onkel Dr. Hans Kamps: „In Cuxhaven kauft man keinen Fisch, den kriegt man ‚so‘!“ Er bekam ihn oft von dankbaren Patienten, die auf Fischdampfern fuhren und Deputate bekamen. Es gab nicht viele Ärzte in Cuxhaven. Einer der bekanntesten Mediziner war Sanitätsrat Dr. Bulle. Sein Sohn Dr. Heinz Bulle wurde 1931 mein Schwager, heiratete meine Schwester Hildgund (Gundi). Der Sanitätsrat war der einzige Arzt weit und breit, der Pferd und Wagen besaß, nebst Kutscher, und darum auch auf dem Landgebiet Kranke besuchen konnte. Die anderen Ärzte fuhren ausnahmslos mit dem Fahrrad. Da erzählte Tante Milli, Mutters Schwester, Frau von Onkel Hans, folgende Geschichte: Nachts ging das Telefon: Eine Bauersfrau aus Altenbruch rief an: „Uns Modder geit dat soo slecht, de Doktor mutt unbedingt komen!“ Darauf meine Tante: „Wennt sin mut, denn möten se den Doktor afhalen!“ Und die Bauersfrau: „Oh nee, dat geit nich, de Peer hebbt den ganzen Dag arbeiten müßt, de könt in de Nacht nich oog noch rut. Dann mutt sick dat so helpen!“, und hängte ein. Daß der Doktor auch den ganzen Tag gearbeitet hatte, fiel ihr nicht ein! –

Der alte Dr. Möller war ein Erfindergenie. Er erfand ein Fahrrad, bei dem man nicht nur mit den Beinen treten konnte, sondern auch mit den Händen an der Lenkstange Kraft erzeugen konnte. Ich habe ihn selber mit dem „Doppel-Antriebs-Fahrrad“ gesehen, sah ulkig aus, denn er bewegte nicht nur die Beine, sondern der ganze Oberkörper war in wippender Bewegung. Aus heutiger Sicht gesehen sicherlich auch ein brauchbares „Trimm dich“-Gerät.

Mitte 1922 hatte ein großes Unglück Cuxhaven heimgesucht. Das Minendepot zwischen Groden und dem Deich flog in die Luft. Kilometerweit flogen die leeren Minenkörper, in Groden war kein Haus unbeschädigt, viele Menschenopfer waren zu beklagen. Meine Frau erzählte, wie sie als 10-jähriges Kind sah, daß noch in der Schillerstraße und Umgebung die meisten Fensterscheiben zu Bruch gegangen waren, Heute noch sieht man an vielen Häusern in Groden kugelförmige Gefäße stehen, um das Regenwasser aus der Dachrinne



Minendepot Cuxhaven-Groden: Gedenktafel für die sieben Todesopfer der Explosion am 11. Juli 1922 (Foto: Hartmut Mester CC 2.5)

aufzufangen. Das sind Überreste von Minen, die 1922 weit in der Gegend herumgefliegen waren. – Durch die große Erschütterung der Explosion bekamen fast alle Häuser in Cuxhaven und Umgebung Risse. Das führte in den nachfolgenden Jahren zu einem Rattenschwanz von Prozessen gegen das damalige Deutsche Reich. Auch bei den Schießübungen der 3 Forts (Grimmershörn, Kugelbake und Thomsen) gab es immer wieder Risse in Cuxhavener Häusern. Unter dem Sammelnamen „Schießschaden“ waren diese Prozesse von großer Bedeutung für die Hausbesitzer. Auch in dem Diensthaus Abendrothstr. 18, das der Schulbehörde gehörte, waren dauernd Handwerker tätig, um Schießschäden zu beseitigen, sehr zum Ärger meiner Mutter, denn die Handwerker arbeiteten höchst gemütlich, um die Arbeit in die Länge zu ziehen, und machten viel Dreck. Inzwischen besuchten Reinhold Treviranus und auch ich die Schule, in der Vater Direktor war. Ich kann nicht behaupten, daß der Schulbesuch in Cuxhaven mir besser gefiel als der in Hamburg. Hier wie dort erwartete man von dem Sohn des Direktors, daß er mindestens Primus der Klasse war. Dafür fehlte es mir aber an Eifer und Ehrgeiz. Meine Kopfschmerzen verschwanden schnell an der reinen Seeluft hier. Aber ich strömerte bedeutend lieber am Hafen herum, statt fleißig Schularbeiten zu machen.

Ein Junge in der Parallelklasse, wir waren damals 14 Jahre alt, fing mit einem Mädchen vom Lyzeum ein Verhältnis an. Ich weiß nicht, was eigentlich passiert war, aber das Schulkollegium befand ihn unwürdig, noch weiter diese „Höhere Staatsschule“ zu besuchen. Er wurde zur Warnung aller Schüler rausgeschmissen, mußte in die Handwerkerlehre und lernte den für einen „Höheren Schüler“ unwürdigen Beruf eines Autoschlossers. Ich verlor ihn – nennen wir ihn Fritz – später aus den Augen. Aber kurz nach Kriegsende traf ich Fritz wieder, er war inzwischen einziger Vertreter des Volkswagenwerks im Elbe-Weser-Dreieck geworden und verdiente ein Knüppel-Geld! Damals schon als Schuljunge beneidete ich ihn ob seines Berufs.

Kehren wir zurück zum Herbst 1923. Am 27. Oktober 1923 feierten wir die Hochzeit von Irmgard und Dr. Albrecht Schuback. Noch in der Notwohnung in der 1. Etage fand das Fest statt. Sicherlich haben wir Herrn Herfort mächtig auf dem Kopf „herumgetrampelt“. Nicht viele Gäste waren da, die Eltern von Albrecht und seine Schwester Hedwig. Der Bruder war schon

seit langer Zeit nach Brasilien ausgewandert. Problem Nr. 1, das Hochzeitsessen, löste unsere gute Mutter mit großer Eleganz. Sie bereitete ein leckeres Fischragout. Die Fische dazu besorgte ich. Mit meinem Freund Ede Kirschner, Sohn des Schulpedells, ging ich früh am Morgen zum Fischereihafen, wir ließen uns von mitleidigen Fisch-Lösch-Arbeitern allerlei Fische schenken, die



Cuxhaven, Fischauktion.

Phot. F.G. Zeitz No 133

wir in unseren „Zampelbeuteln“ möglichst unbemerkt nach Hause beförderten. Damit war für das leibliche Wohl der Gäste bestens gesorgt, denn frische Fische waren auch in Hamburg sehr selten. Ede Kirschner wurde später Segelmacher, fuhr auf Großseglern mehrmals um Kap Hoorn. Im Kriege fiel er als Flieger, er war ein prima Kerl!

Das junge Ehepaar Schuback wohnte zunächst in der Etage mit ihren Eltern in der Papenstraße in Hamburg. Dort wurde auch noch die älteste Tochter Ingeborg, genannt Maidi, geboren. Etwa 1928 erhielt Albrecht eine Berufung als Leiter des Bakteriologischen Instituts in Görlitz/Schlesien, wo auch Eva-Gesine (Gesa) und Hans Albrecht geboren sind. Kurz nach der Hochzeit 1923 erzählte uns Fräulein Daube (unter dem Siegel der Verschwiegenheit) einen Ausspruch von Irmgard kurz vor der kirchlichen Trauung. Da gestand sie Frä. Daube, Schneiderin ihres Hochzeitsgewandes: „Von allen Gefühlen, die mich bewegen, ist

der Hunger das stärkste!“ (N.B. des Verfassers: Kein Wunder, 1923, kurz vor dem Ende der Inflation, hatten wir alle immer Hunger!)

Der Winter 1923–24 war sehr hart. Wir bekamen aus Uetz bei Potsdam von den Eltern Treviranus ein Paket von ihrer Haus-schlachtung. Natürlich hatten wir keinen Kühlschrank, nur das Frostklima ums Haus herum. Mutter legte das Fettpaket auf den Balkon. Die Meisen, sicherlich auch hungrig durch Frost und Kälte, hackten so lange an dem Karton herum, bis sie an die Würste kamen. Einen etwa 10 cm langen Schacht hatten sie sich in

ein paar Tagen gehackt. Die rührende Mutter aber ließ die armen hungernden Tierchen ruhig mitessen, entnahm nur vorsichtig von der anderen Seite des Pakets das, was wir essen wollten.

Einen Witz von Onkel Hans Kamps muß ich noch erzählen: Wird der Tierarzt zum Bauern gerufen, Kuh ist krank. Sagt der Mediziner zum Bauern: „Kiek Du mol achtern rin, ich kiek vörn in't Mul.“ – „Kanns mi seen?“, rief er. „Nee“, antwortete der Bauer. Und der Tierarzt: „Denn hett se Darmverschlingung!“ (Schnelle Diagnose)

Am 29. März 1925 war meine Konfirmation. Zwar wurden die Konfirmationen damals ähnlich wie eine Bauernhochzeit gefeiert. Aber die Eltern zogen es vor, in bescheidenem Rahmen zu feiern. Daher kam es auch wohl, daß unser Pastor Reese zwar unseren Nachbarn, den Weinhändler Schlüter, besuchte, aber zu uns nicht mehr kam. Bei uns hat es auch keinen Wein gegeben. –

Weihnachten 1924 wurde ich neben anderen ausgewählt, in der Kirche den Weihnachtsbaum zu schmücken. Mein Schmück-Kollege Heini Samme durchstreifte die Kirche, fand in der Sakristei eine angebrochene Flasche Abendmahlswein. Die haben wir uns dann gemeinsam zu Gemüte geführt. Trotzdem wurde der Kirchen-Weihnachtsbaum sehr hübsch.

In diesem harten Winter lernte ich auch eine Art Cuxhavener Wintersport kennen, das „Südelpattlaufen“. Das geht so: Über eine eben tragfähige Eisfläche läuft im Gleichschritt eine Gruppe Jungs, möglichst eingehakt. Dann spürt man, wie sich das Eis unter den Füßen durchbiegt, wie sich vor der Gruppe Wellen im Eis bilden. Höchste Vollendung im „Südeln“ ist, wenn das Eis hinter der Gruppe bricht. Es kann aber ebenso gut schon unter einem brechen. Das ist Malheur! –

Hinter unserem Garten floß eine breite Wettern. Im Winter bei Tauwetter schipperten die Kinder auf Schollen. Mit Bohnenstangen stieß man sich ab. Als ich mal am Nachbargrundstück entlang staakte, wo Schlüters wohnten, rief mir Antje Schlüter zu: „Ich fahr mit“, und sprang im selben Augenblick auf meine Scholle. Das war für mein Fahrzeug zu viel, das Eisstück kenterte und Antje und ich standen bis an den Hals im kalten Wasser! – Nur gut, daß man damals noch nichts von Umweltverschmutzung wußte. Denn schmutzig war so ein Entwässerungsstrom garantiert. Weiß der Himmel, was da alles hineingeschüttet und hineingeleitet wurde. Trotzdem haben wir im Sommer in der Wettern gebadet. Und ich lebe noch!

INFLATION VOM KRIEGSENDE BIS NOVEMBER 1923

Diese Zeit aus meiner Jugend ist ein extra Kapitel wert. Unter Inflation fand ich im Lexikon folgende Erklärung:

INFLATION (lat. Aufblähung), Zunahme der im Verkehr befindlichen Zahlungsmittel über den wirtschaftlich erforderlichen Bedarf hinaus. Folge ist Geldentwertung und Preissteigerung.

Das klingt ganz harmlos und entspricht durchaus nicht meiner Erinnerung als 10- bis 13-jähriger Junge. Zunächst fing es auch kaum merklich an zum Ende des Krieges. Gewiß, alles wurde teurer, aber das nahm man als Folge des Krieges hin. Zwar konnte man in dieser Zeit Sparsamkeit nicht lernen, viel schlauer war es, die Groschen, die man ergattert hatte, so schnell wie möglich wieder auszugeben. Es blühte der Handel mit Altmaterial: Eisen, Metall, Altpapier, leere Flaschen usw., alles konnte man rasch zu Geld machen bei den Plünn-Hökern, die sich an jeder Straßenecke aufmachten. Das nutzten wir Kinder weidlich aus. Aber mit den Groschen, die wir für unser Gesammeltes bekamen, konnten wir nur wenig anfangen. Bonbons, Schokolade und alle anderen Leckereien waren für Geld nicht zu bekommen. Mindestens mußte man dafür Marken haben, und die hatten die Eltern nicht übrig. In den Jahren 1920 bis 1921 stieg die Inflation schon schneller. Zwar wurde etwa 1922 die Lebensmittelrationierung aufgehoben. Aber durch die enormen Tributzahlungen an die Siegermächte, es waren 132 Milliarden in Gold und Sachwerten, war einfach alles knapp, nicht nur Lebensmittel, sondern auch Kleidung, Material für Handwerker, Bücher, Papier, es

gab einfach nichts, was es nicht gab! In dieser Zeit mußte Deutschland nicht nur alle Arten von Lebensmitteln, Schlachtvieh, Getreide, Kohlen usw. abliefern, sondern auch alles Eisenbahnmaterial, Schiffe, Flugzeuge und selbstverständlich alle Waffen und Material zur Herstellung von Kriegsgerät.

Auf den Hamburger Werften herrschte Großbetrieb: Schiffe, die noch nicht fertig waren oder im Kriege beschädigt waren, mußten fahrbereit gemacht werden and dann dem Feinde „frei Haus“ angeliefert werden. Die deutsche Kriegsflotte mußte schon 1919 nach Scapa Flow fahren, wo sie den Engländern abgeliefert werden sollte. Aber die deutschen Mariner zogen es vor, ihre Schiffe vor den Augen der Engländer zu versenken!! –

Arbeiten nur für Geld wollte damals niemand. Nur wo es Lebensmittel, Textilien und andere Sachwerte gab, da drängten sich die Arbeitssuchenden. Es gab in der Zeit einen Gassenhauer:

Die Arbeit ist kein Frosch,
sie hüpf't uns nicht davon!
Und wenn sie uns mit Kaviar die Stiebelsohlen beschmiern,
wir lassen uns zur Arbeit nicht verführen!

Lehrer wie alle Beamten waren natürlich schlecht dran, obwohl sie zunächst jede Woche, nachher sogar alle 3 Tage Abschlagzahlungen bekamen. Wenn das Geld, das der Pedell von der Schulbehörde holte, ausgezahlt wurde, dann gingen die Empfänger schnell los, um einzukaufen. Denn am nächsten Tage war es schon fast nichts mehr wert. – Nicht nur das Geld wurde immer wertloser, es gab auch keine Geldscheine, die Notenpressen kamen mit der Entwertung einfach nicht mehr mit. Zunächst wurden die Geldscheine nur einseitig bedruckt. Das sparte Zeit. Aber als das auch nicht mehr schnell genug ging, da versah man die vorrätigen Scheine einfach mit Überdruck. Man bekam denn einen Tausend-Mark-Schein mit Überdruck: 1 Million! Eigentlich goldene Zeiten für Falschmünzer, aber das hat sich auch



nicht gelohnt. Dazu war die Inflationsrate zu hoch. Die Städte und Gemeinden umgingen den Bargeldmangel, indem sie Notgeldscheine ausgaben. Das waren häufig regelrechte kleine Kunstwerke, die zwar auch schnell ihren Wert verloren, aber mit großem Eifer gesammelt wurden. Das Cuxhavener Notgeld nannte man „Bleicken-Rubel“, weil die Scheine die Unterschrift des damaligen Bürgermeisters Bleicken zeigten. Notgeld war damals

auch ein beliebtes Geschenk an Sammler, wo es doch sonst nichts zu kaufen gab. Da konnte es passieren, daß ein Notgeldschein von einer Mark für 1000 Mark verkauft wurde. Natürlich habe auch ich als Junge Notgeld gesammelt, das Notgeld-Album habe ich noch. Den Post-Briefmarken erging es genau so wie den Geldscheinen. Sie wurden ebenfalls überdruckt, Noch später ging man zur Post, bezahlte den Porto-Tagespreis und bekam dann einen Freimachungsstempel auf seinen Brief. –

Wenn ich zum Einkaufen geschickt wurde, dann gaben mir die Eltern eine ganze Handvoll Scheine mit, die vielleicht gestern noch einen gewissen Wert besaßen, aber heute schnellstens aus dem Haus mußten, damit sie nicht morgen Altpapier waren. Ein Bankbeamter aus Hamburg erzählte mir eine typische Geschichte: Da er Verbindung mit Bauern hatte, wurde er zum Kartoffel-Einkauf in Hamburgs Umgebung geschickt. Das gesammelte Geld der Kollegen transportierte er in einem großen Pappkoffer. Auf dem Hauptbahnhof sprach ihn ein amerikanischer Seemann an: „What is the exchange of money?“ Dabei zeigte er eine Hand voll Dollar-Scheine. Mein Freund nahm ihn mit in den Wartesaal, rechnete mit der Fixigkeit eines Bankbeamten nach dem Tageskurs den Mark-Wert aus und begann aus seinem Koffer das Geld bündelweise auf den Tisch zu zählen. Der Seemann bekam Augen wie Untertassen, als er diese Haufen Geld sah. Mein Freund stellte fest, daß der Inhalt seines Koffers kaum reichte, um die guten Dollars einzutauschen. So fegte er seine deutschen Scheine zusammen und sagte dem Amerikaner: „That's yours!“ Der versuchte seine „Reichtümer“ in den Taschen zu verstauen, es war aber viel zuviel. Daraufhin gab der Bankier noch großzügig den Pappkoffer mit zu. Seelig zog der Ausländer mit seinem Vermögen los, sicherlich Richtung St. Pauli. Und der Kartoffelhamsterer ging gleich zurück zur Bank, verteilte an seine Kameraden die unvergleichlich wertvollen „Greenbacks“, mit denen man damals kaufen konnte, was das Herz begehrte. –



Cuxhavener Notgeld mit der Unterschrift des Bürgermeisters Bleicken

Noch eine ulkige Geschichte erzählte man sich damals: „Was ist heute der Dollar wert?“ – „Och, so 10 Millionen!“ – „Na, mehr ist er auch nicht wert!“ – –

Im Sommer 1923 in Uetz bei Treviranus hatte ich Pech. Ich hatte mir ein Fahrrad geliehen, das Vorderrad ging kaputt. Man erkundigte sich nach dem Preis für ein neues Vorderrad. „Kostet eine Mark“, sagte der Händler, das sollte heißen: 1 Million!

September 1923, schon in Cuxhaven, rief mich Vater: „Fahr mal schnell mit dem Fahrrad nach Altenwalde, dort kostet ein Brot noch 1 Million, hier schon 2 Millionen.“ Ich sauste hin, bekam auch mein „Millionenbrot“. Zu Hause sagte Vater: „Hier ist noch 'ne Million, hol noch ein Brot!“ Aber die Bäckersfrau erkannte mich wieder, ich bekam kein Brot mehr für 1 Million, es war inzwischen auf 2 Millionen gestiegen.

Noch eine für die Zeit bezeichnende Geschichte ist mir in Erinnerung: Wir durften einen Hammel schlachten! Nein, keine Schwarzschlachtung, das hätte mein Vater nie mitgemacht. Wir teilten uns das seltene Stück mit Lehrer Brachmann, der am Westerrischweg wohnte, dazu noch mein Religionslehrer war. Aber weltfremd war er nicht. Er brachte das Hammelfell, so frisch, wie es abgezogen war, zum Kohlenkontor in der Deichstraße. Und dort bekam er drei Tage nach dem Schlachtfest für das Fell mehr Geld, als der lebendige Hammel gekostet hatte! Verrückte Zeiten damals!

In den Großstädten, besonders in Berlin, kam in diesen Monaten eine neue Art von „Kunst“ auf, die Hungerkunst! Die Ausführenden nannten sich „Hungerkünstler“! Sie ließen sich in

einem größeren Lokal in einem Glaskäfig einsperren, notariell versiegelt selbstverständlich, als Proviant nur eine Batterie Mineralwasser-Flaschen, und ließen sich vom Publikum besichtigen. Eine große Tafel verkündete, wieviel Tage der arme Kerl schon ohne Speise zugebracht hatte. Die Besucher konnten genau kontrollieren, ob der Käfig auch garantiert von der Außenwelt abgeschlossen war. Und die Zeitungen berichteten in Schlagzeilen, wie es um den Akteur stand. Na, Ähnliches gibt es heute ja auch, Weltrekorde im Rock-and-Roll-Tanzen oder im Schafskopf-Spielen.

Inzwischen blieb die Ruhrbesetzung durch die Franzosen bestehen. Wir sangen: „Siegreich wolln wir Frankreich schlagen ...!“ und als uns das verboten wurde, da sangen wir: „Siegreich wolln wir, wir dürfens ja nicht sagen ...! Sterben als ein tapferer Soldat.“ – Überhaupt regte sich in dieser Notzeit sehr stark der Nationalstolz. Die NSDAP machte von sich reden, als sie im November 1923 mit dem Marsch auf die Feldherrnhalle in München einen Putschversuch startete. Ein Gegengewicht war der Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten. Für Hitler war es nicht schwer, damals Anhänger zu bekommen. Sein Schlagwort „Arbeit und Brot“ war für die meisten Deutschen damals und auch in der Zeit bis 1933 ein Zauberwort. Das verhieß: Anständige Beschäftigung und satt zu Essen! Heute würden solche Parolen überhaupt nicht mehr ziehen. Wie oft hört man junge Menschen sagen: „Wie konntet ihr diesen Hitler überhaupt wählen?“ Dann sollen sie mal ein wenig über das nachdenken, was wir Älteren damals erlebt haben. Damals sang man: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei!“

Damals wie heute mußten die Kaufleute ihre Waren deutlich mit Preisen versehen. Das war aber in Zeiten der gallopiierenden Inflation ganz unmöglich. Die Inflationsrate änderte sich oft an einem Tage mehrere Male, natürlich nach oben. Da erfanden die Kaufleute den „Multiplikator“, den Satz, um den die Grundpreise multipliziert werden mußten, um den Tagespreis festzustellen. Etwa so:

Grundpreis: 1 Mark mal Multiplikator: 1 Million = Tagespreis: eine Million Mark

So einfach war die Rechnung selbstverständlich meistens nicht. Auch gab es damals noch keine elektrischen Taschenrechner. Besonders alte Leute, die von ihren Ersparnissen lebten, oder Rentner litten unter unglaublicher Not. Und wegen der schwierigen Rechnerei bei Preisen waren sie gewissenlosen Geschäftsmachern schutzlos ausgeliefert. Da erzählte unsere Tante Anna aus dem Haus „Kiek in de See“, sie hätte mal in der Inflation ein Säckchen Roggenkörner bekommen. Den hätte sie dann sorgfältig geröstet in einem alten Kochtopf, gemahlen und mit dem davon aufgegossenen „Kaffee“ ihren Besuch bewirtet. Dazu gab es Schwarzbrotsehnitten, die mit amerikanischer Dosenmilch bestrichen waren. Viel zu danken hatten damals die Schulkinder der amerikanischen Sekte „Quäker“. Diese guten Menschen sandten unermüdlich Lebensmittel nach Deutschland, wovon die Schulkinder täglich ihre Schulspeisung bekamen. Selbst in den Schulferien gingen die Kinder täglich zur Schule, nur um ihre Schulspeisung zu empfangen. Ob das die heutigen Schulkinder wohl auch tun würden?

Da erzählte uns ein alter Mann: Vor dem Kriege hätten Fischersfrauen an der Hamburger Alster gestanden, um kleine Fische zu verkaufen, mit denen die Passanten die Möwen

füttern konnten. Das kam uns ganz unglaublich vor. Selbst die kleinsten Fische wurden in der Inflationszeit geräuchert und selber gegessen.

Endlich, im November 1923, wurde die Inflation offiziell beendet. Nur eine bestimmte kleine Summe alten Geldes wurde in die neue Rentenmark umgetauscht.

4,2 Billionen Mark waren damals ein US-Dollar! Was ist eine Billion? Das ist eine EINS mit 12 Nullen = 1 000 000 000 000 = 1 Billion. So reich waren wir damals!

RADIO-ZEIT

Die begann bald nach Ende der Inflation. Funkentelegrafie mit Morsezeichen hatte es ja schon vor dem ersten Weltkrieg gegeben. Nun wurden auch Sender für Sprache und Musik gebaut. Norag, Hamburg – Berlin – Stettin – Königs Wusterhausen. Auch die Industrie zog nach und brachte bald Empfänger mit etlichen Empfangsröhren auf den Markt. Zum Betrieb brauchte man Akkumulatoren und Anodenbatterien mit 90 Volt. Das war für die meisten Menschen, inflationsgeschwächt, unerreichbar teuer, vor allen Dingen für uns Schüler. Aber es gab noch eine andere Möglichkeit, Radio per Eigenbau zu hören. Das waren die Detektor-Empfänger: Eine Spule, eine lange Antenne und als Herzstück ein kleiner Kristall, von einem dünnen Draht abgetastet, schon hörte man was, ja, wenn man einen Kopfhörer besaß. Und daran scheiterten oft die schönen Radio-Träume. So ein Kopfhörer kostete damals so um die 12 Mark, das war wenigstens für mich nicht erreichbar. Mit einem ausgeliehenen Kopfhörer habe ich mich damals zunächst beholfen. So begann für uns Schuljungs damals die drahtlose Zeit. Thema Nr. 1 in der Pause war Radio. Da wurden Schaltungen ausgetauscht, Detektor-Kristalle gehandelt, Empfangsergebnisse diskutiert. Radio-Wien brüllend laut gekriegt, so wurde behauptet, wenn beide Kopfhörermuscheln ans Ohr gepreßt und im Zimmer absolute Ruhe herrschte, natürlich abends, wenn der Empfang besonders gut war.



Mein Haupt-Radiofreund war Werner Heise, der Ende der Poststraße wohnte in der obersten Etage. Täglich besuchte ich ihn. Schularbeiten wurden auf die Schnelle gemacht oder auch garnicht, und dann gings ans Radio-Basteln. Werner war ein technisches Genie. Sein Schinkenteller-Detektor-Empfänger war glatt gebrauchsmusterreif. Und seine Mutter, die liebe Frau Heise, verdient wirklich ein Denkmal für die Geduld und das Verständnis, das sie für uns jugendlichen Enthusiasten empfand. Ganz selbstverständlich durfte ich an jeder Mahl-

zeit teilnehmen, geduldig ertrug sie die im Wohnzimmer gespannten Antennendrähte. Und ohne Vorwürfe wusch sie aus den Kleidern die Flecken Akku-Säure, um eingefressene Löcher zu vermeiden. Auch nach der Schulzeit bin ich noch oft bei Heises zu Gast gewesen, als sie schon in Hamburg wohnten. Herr Heise als Zeitungsredakteur verschaffte mir manche wertvolle Theaterkarte. Werner Heise starb kurz nach dem 50-jährigen Klassentreffen, das er wegen Krankheit schon nicht mehr besuchen konnte. Aber ihn und seine Familie werde ich nicht vergessen.

Durch Werner Heise machte ich auch die Bekanntschaft von Herrn Matz, 1923 bis 1925 Funker auf Deutschlands größtem Bergungsschlepper „Seefalke“. Viele Stunden haben wir in seiner Funkbude verbracht, berauscht von dem Gewirr an Apparaten und blanken Kupferleitungen. Aus dem Lautsprecher tönte pausenlos das Gepiepe der Funksprüche. Der Funker unterhielt sich angeregt mit uns, dann plötzlich sagte er: „Moment mal“, und schrieb in sein Journal schnell mal eben einen Funkspruch auf, den er so ganz nebenbei aufgenommen hatte. Der Lautsprecher bestand aus einem Kopfhörer, der an ein lautsprecherähnliches Gehäuse angeklemt war. – Sicherlich haben sich Herr Matz und sein Kollege Herr Lister innerlich amüsiert über unsere Funkbegeisterung. Ich hatte damals die feste Absicht, Funker zu werden, was meiner Familie garnicht gefiel. –

Werner Heise wurde Techniker beim Reichssender Hamburg. Ein anderer Schulkamerad, Rudi Ringe, wurde nach seiner Seefahrtszeit Kurzwellenamateur. Auch er ist nicht mehr unter uns. Ich besuchte ihn noch vor ein paar Jahren in seiner Wohnung im ländlichen Niedersachsen. –

Meine frühere Radiobegeisterung erschöpft sich jetzt darin, abends das Fernsehprogramm anzuschauen.

Weitergeschrieben Juni 86

Am 13. September 1924 wurde ich das erste Mal Onkel. Irmgard und Albrecht Schuback bekamen ihre älteste Tochter Ingeborg (Maidi). Das war das erste Enkelkind der Eltern. Zur Taufe fuhren wir nach Hamburg, wo die jungen Eltern in der Papenstraße bei ihren Eltern wohnten. Ich kann mich noch an einen netten kleinen Zwischenfall vor der eigentlichen Taufe durch den Pastor in der Schubackchen Wohnung erinnern: Man hatte das Wohnzimmer hübsch hergerichtet, einen kleinen Altar mit Taufbecken aufgebaut. Wir standen fertig für die Zeremonie. Es klingelte an der Etagentür, der Herr Pastor wurde hereingebeten, da plötzlich bemerkte die Taufmutter Irmgard voller Schrecken: Im Taufbecken war kein Wasser. Sie rannte mit der silbernen Schale ins daneben liegende Schlafzimmer, goß aus dem Krug vom Waschtisch mit kräftigem Schwung Wasser hinein und konnte Sekunden vor dem Pastor die Schale auf den Altar stellen. Sicherlich war das kein geweihtes Taufwasser, aber der Maidi ist es doch gut bekommen!

Am 26. April 1925 war Wahl zum Reichspräsidenten. Hindenburg, Ludendorff und für die Linke Thälmann standen auf der Liste der Anwärter. Unser Vater war damals eifriges Mitglied der Deutschen Volkspartei, einer Partei zwischen Deutschnationalen und Zentrum. Bei dieser und auch anderen Wahlen half Vater im Wahlbüro der Volkspartei, die im Kontor der

Firma Mollenhauer am Ende der Poststraße lag. Auch ich war immer dabei, wurde beauftragt, mit einer Pferdedroschke behinderte Wähler zu Ihrem Wahllokal zu fahren. Wahlschlepper nannte man das seinerzeit. Man erwartete natürlich, daß die so bevorzugt behandelten Menschen auch die Partei wählten, die ihnen die Droschke zur Verfügung stellte. Ich hatte die Aufgabe, den armen Leuten deutlich klarzumachen, daß man dieses stillschweigend annahm.

Hindenburg gewann die Wahl mit großem Vorsprung. Das war zu erwarten, denn in Deutschland bestand damals eine starke nationale Welle, die schließlich auch Hitler in den Sattel gehoben hat.



Vor Hindenburg wurde schon der „Alte Fritz“, Friedrich der Große, als eine Art National-Heiliger verehrt. Patriotische Bürger hängten sich Bilder vom Alten Fritz an die Wand. Wenn der Fridericus-Marsch bei einem Konzert gespielt wurde, dann zogen die Anhänger in der Öffentlichkeit ihren Hut. Diese Verehrung übertrug sich auch schnell auf den neuen Reichspräsidenten Hindenburg, den Sieger von Tannenberg 1914. Zwar hatte auch Ludendorff viele Anhänger in der Weimarer Republik, aber er war den alten Patrioten doch etwas zu weit rechts.

Natürlich wurden an den Wahltagen abends die Ergebnisse mit Spannung erwartet. Es gab keine Hochrechnungen, keine Computer, alles wurde von Hand gezählt. Durchs Radio kamen dann nach einigen Stunden die ersten Ergebnisse. Vater und ich gingen am Wahltag nach Dölles Hotel, wo eines der wenigen Radios mit Lautsprecher stand, dicht umlagert von interessierten Bürgern, die dort ihren Abendschoppen nahmen und eifrig die Ergebnisse aus den einzelnen Bezirken mitschrieben.

Im Jahre 1926 verlobte sich meine älteste Schwester Gertrud mit Hans Goldstein aus Gütersloh. Sie hatte ihn auf einer Reise in die Alpen mit Gundi auf einer Watzmantour kennen gelernt. Sie heirateten am 3. Juli 1926, sehr zu meinem Ärger, weil dadurch mein Geburtstag sehr ins Hintertreffen kam. – Hans und Gertrud zogen nach Petershagen bei Minden, wo Hans eine Stellung als Lehrer bekam. Beide liegen auf dem Friedhof von Petershagen. Uns verbindet Petershagen durch unseren zweiten Sohn Gerd, der dort verheiratet ist und sich ein hübsches Haus baute.



**Paul von Hindenburg
(1847–1934)**



Gertrud

Hans Goldstein, sehr musikalisch, versah auch die Stelle eines Organisten. Die Orgel wurde noch durch einen Bälgetreter mit Luft versorgt. Hans ärgerte sich, daß der Mann unmittelbar nach Ende eines Chorals zu treten aufhörte, sodaß das kleine Nachspiel nach den ersten Tönen erstarb. Der Bälgetreter entschuldigte sich: Er hätte eine schwache Blase! –

Im Sommer 1926 nahm ich teil an einer Schülerreise nach Goslar zu einer Jugendtagung des „Vereins Das Deutschtum im Auslande“ (VDA) unter dem Lehrer Witthöft. Wir machten dann noch eine Harzwanderung bis nach Wernigerode über den Brocken.

Am 10. Januar 1926 startete Kapitän Karl Kircheiß von Cuxhaven aus mit seinem Fischkutter „HAMBURG“ zu einer Reise um die Welt zur Propaganda für Deutschland und gegen die Kriegsschuldlüge. Die Sieger des ersten Weltkrieges 14–18 hatten verlangt, daß Deutschland neben den großen Reparationen auch die ganze Schuld für den Krieg auf sich zu nehmen hätte. Dagegen liefen vor allen Dingen die deutschen Patrioten Sturm. Kircheiß



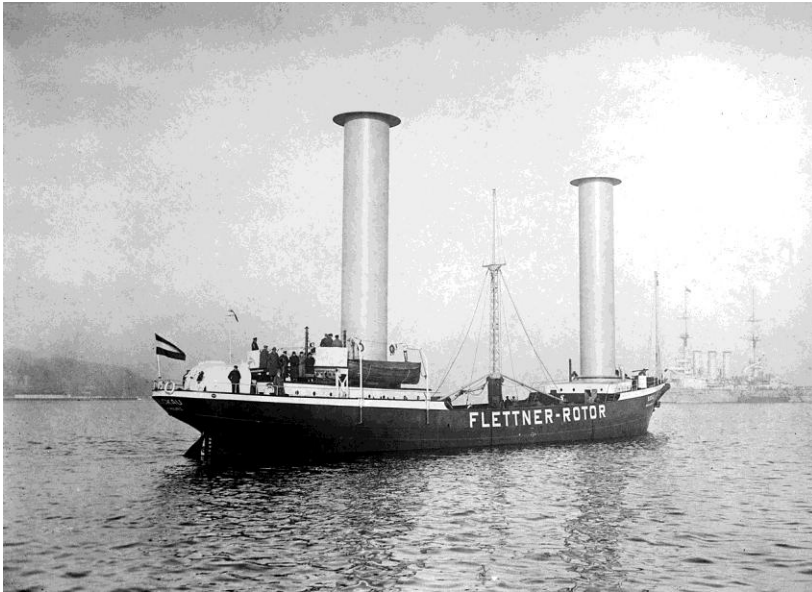
**Karl Kircheiß
(1887–1953)**

konnte aus diesem Motto für seine Reise Nutzen ziehen und erhielt von vielen Seiten große Unterstützung, wurde ein berühmter Mann. Als er nach fast 2 Jahren seine Fahrt in Cuxhaven beendete, war er für uns Cuxhavener eine Art Symbolfigur für Patriotismus und Wagemut.

Kurz nach seiner Rückkehr zwischen Weihnachten und Silvester 1927 fand im „Hotel zur Sonne“ in der Nordersteinstraße der traditionelle Lotsenball statt. Alles, was Rang und Namen hatte, war anwesend. Kircheiß und seine Männer schneiten auch in dieses Tanzfest hinein, bejubelt vom Publikum! Als die Kapelle zur Damenwahl lud, wagte keine der Damen diese kühnen Seefahrer aufzufordern. Nur eine 15-jährige junge Dame forderte den Kapitän auf, legte einen flotten Walzer mit ihm aufs Parkett und wurde darob allgemein bewundert. Sie hieß Maria LOIBL, Tochter des Seelotsen Max LOIBL, und wurde später meine Frau und eure Mutter. Damals kannten wir uns noch garnicht. Später hat sie in schweren Zeiten im und nach dem Kriege mit Mut und Entschlossenheit ihre

Familie über die Runden gebracht. Noch heute erzählt sie gern, daß ihr damals der berühmte Kapitän auf der Tanzfläche vor allen Anwesenden einen dicken Kuß gab. Sie wurde nachher auch von den anderen Hamburg-Seefahrern aufgefordert, die alle gern Kapitän Kircheiß spielen wollten!

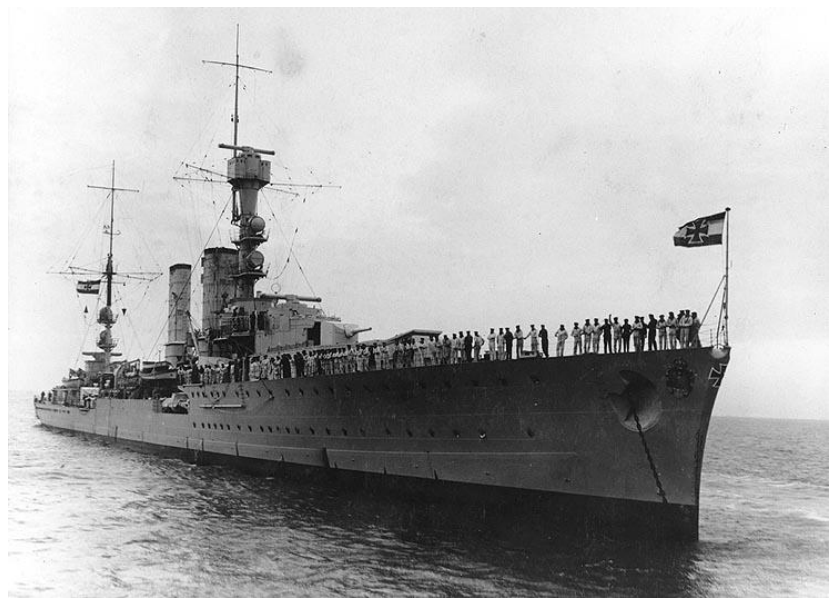
Die „Bückau“ mit den Flettner-Rotoren



Zwei Ereignisse sind im Jahre 1926 noch erwähnenswert. Da legte das Flettner-Rotorschiff „Bückau“ am Steubenhöft an. Mit seinen zylindrischen Rotoren sollte es den Wind ähnlich als ein Segelschiff zum Antrieb verwenden und dadurch Brennstoff sparen. Dieses Prinzip hat sich aber nicht durchgesetzt. – Und wenig später legte der erste deutsche Nachkriegskreuzer „EMDEN“ in Cuxhaven an. Man nannte ihn Westentaschenkreuzer, er durfte laut Versailler Diktat nicht mehr als 10 tausend Tonnen wiegen (nicht Bruttoregistertonnen). Das war für ein

Kriegsschiff lächerlich wenig. Für uns junge Patrioten aber ein stolzer Erfolg deutscher Nachkriegspolitik. Stundenlang haben wir am Steubenhöft gestanden, das Schiff beobachtet, jede Einzelheit begutachtet.

In diesen Jahren wurde in Cuxhaven auch der damals berühmte Fliegerfilm „F.P. 1 antwortet nicht“ gedreht, mit Hans Albers in der Hauptrolle. Er residierte in Dölles Hotel, sein dicker Wagen stand vor der Eingangstür. Zwei junge Marine-Fähnriche wollten ihn ärgern. Sie paßten einen Moment ab, als Albers die Treppe herunter ging, um seinen Wagen zu



Der leichte Kreuzer „Emden“

besteigen. „Toller Wagen“, un-

terhielten sie sich, so daß er es hören konnte, „wem der wohl gehören mag?“ – „Der gehört Hans Albers“, mischte sich der Filmheld in das Gespräch ein. Die beiden Fähnriche schauten sich erstaunt an: „Kennst Du den?“

Das Filmfieber hatte damals ganz Cuxhaven erfaßt. Am Hohenzollernhof am Slippen, wo die Hauptmasse der Filmakteure wohnte, waren täglich Anschläge zu lesen, wann welche Aufnahmen gemacht werden sollten. Auf der Altenbrucher Reede war ein Hamburger Schwimmdock verankert, welches halbgeflutet die Unterseite des Schwimmpontons darstellen sollte. Ein riesiges Segeltuch über





Hans Albers und Sybille Schmitz in „F.P.1 antwortet nicht“

Dampfer am Steubenhöft eine Nacht-Szene gedreht mit Rettungsbooten und Seenot. Was daraus wurde, habe ich nachher nie gesehen. Aber Cuxhaven hatte damals seinen Ruf als Filmstadt.

In diesen Jahren, ich war 16–17 Jahre, wagte die ersten Schritte aufs Tanzparkett. Unsere Familie verkehrte mit den Familien Bleicken und Kollmann, Herr Kollmann, früherer Offizier, war Chef des Schießplatzes Altenwalde. Kollmanns waren sehr gastfreundlich, luden uns öfter zu sich ein, so z. B. Ostern zu einem großen Ostereiersuchen auf dem idyllisch gelegenen Gelände des Schießplatzes, wo alltags die Geschütze der Wehrmacht getestet wurden. Familie Bleicken war meist mit von der Partie. Herr Bleicken war viele Jahre Bürgermeister der Stadt Cuxhaven gewesen. Mit Gundi und mir waren es 6 oder 7 junge Leute, die recht gut zueinander paßten. Bei Kollmanns Gisela und Bruder, dann Marianne und

dem ganzen Dock sollte die Unterseite des Flugdecks darstellen. Ein schwerer Sturm zerfetzte eines Tages dieses Segeltuch. Das brachte den Cuxhavener Segelmachern Hein Schlesinger und Hein Schulz willkommene Zusatzarbeit. Die Barkassen von Firma Peter Hein wurden mit einer Verkleidung versehen, um ihnen ein modernes Aussehen zu verleihen. Die Zeitung brachte täglich Berichte über den Fortgang der Filmerei! Mein späterer Schwager Heinz Bulle war zum Filmarzt verpflichtet. – Ein ander mal wurde auf einem Hapag-



Das gigantische Flugdeck im Film (Modell-Trick)



Die Aufnahmen auf der Wasserlinie des Flugdecks entstanden in Cuxhaven



Frauke Bleicken und Bruder Bleik. Ich, noch etwas schüchtern, wurde von den jungen Damen zum Tanze bei Grammophon-Musik aufgefordert, erhielt so recht intensiven Tanzunterricht im netten Freundeskreise. Gundi arbeitete damals als Apothekerin in der Löwen-Apotheke E.W. Voss in der Deichstraße. Die anderen jungen Leute gingen noch zur Schule. Aus dieser Zeit stammt der Ausspruch von Marianne Bleicken: „Mit Didi kann man so herrlich kalbern!“ Unsere 3 Familien und noch weitere, zur Cuxhavener „Haute Volee“ gehörend, waren Mitglieder des Cuxhavener Vereins, der regelmäßig seine Tanzereien in Dölles Hotel abhielt. Dabei trat als Sängerin zuweilen auch Frau Holmgreen auf, eine Deutsche, die mit einem schwedischen Kaufmann verheiratet war. Übrigens gab es noch eine Dame, die sich als Sängerin produzierte, Paula Tiedemann, Tochter von Schutzmann Tiedemann. Schon von der Figur her konnte sie als Sopran gelten. Es ging die

Sage, sie wäre in ihrer frühesten Jugend einmal als schönstes Baby auf einem Wettbewerb in der Strandhalle Kugelbake gekürt worden. Allerdings im Cuxhavener Verein ist sie nie aufgetreten.

Bei der Kunst zu bleiben, darf man auf keinen Fall den Kunstmaler Ernst Gock vergessen. Ihm verdankt Cuxhaven zahlreiche Gemälde mit Motiven aus dem Hafen und dem Wattenmeer. Seine Art der Malerei war der Pointillismus (mosaikartige Auflösung des Lichtes in Farbtupfen) Unser Vater bestellte bei ihm auch ein Bild von Mutter, das zwar recht gut ausfiel, aber uns Kindern doch nicht so recht gefiel. Sicherlich war Gocks Auffassung für uns zu modern.

Im Jahre 1927 wurde ich Mitglied der Segler-Vereinigung, Cuxhaven, und widmete mich voller Begeisterung diesem schönen Sport. Hier ein Ausschnitt aus einem Aufsatz von mir über die Anfangszeiten des Segelsports in Cuxhaven. Er wurde abgedruckt in der Festschrift: „50 Jahre Seglervereinigung Cuxhaven“:

Da dümpelten 5 oder 6 kleine Yachten in dem kleinen Loch hinter der Seebäderbrücke. Vom Jungmann verlangte der Verein zwar keinen Beitrag, aber dafür mußte er auf „seiner“ Yacht alle Arbeiten verrichten, zu denen sein Schiffsführer in der Woche keine Zeit hatte: Lüften, Segel trocknen, Holzdeck schrubben und Außenhaut von Hafendreck sauber halten. Manchen Nachmittag bin ich mit meiner Schultasche an Bord gegangen, habe meine Schularbeiten auf dem Schiff gemacht, während Boot und Segel gelüftet wurden. – Mein Schiff war der vereinseigene Jollenkreuzer „Glückauf“, mit seinen 36 qm Segelfläche eine der größten Cuxhavener Yachten. Schiffsführer war der Segelmacher Hein Schlesinger, der seine Werkstatt in dem großen Speicher



Cuxhaven, Löwenapotheke

von Marxen an der Drehbrücke hatte. Sein Nachbar, der Takler und Netzmacher Hein Schulz, befehligte die andere Vereins-Yacht „Klabautermann“. Beide waren echte Cuxhavener Originale. Als wir mal von Meldorf über die Elbe nach Hause segeln wollten und es stark aufbriste, da erklärte Hein Schlesinger: „Ik mok nich min Mors ton Oolkorf!“ Ging über Stack und segelte nach Meldorf zurück. –

Hein Schulz verkehrte in einem Lokal, dessen Wirt in dem Rufe stand, Männer mehr zu bevorzugen. Wurde er auf der Drehbrücke angesprochen: „Hein Schulz, ik heff di bin Albert seen gestern obend! Wann kummt denn nu in die ‚Wochen‘?“ Worauf Hein schlagfertig erwiderte: „Do kummt nix no, ik heff hüt gliks een Rundstück mit gröne Seep eten“ (was seinerzeit als Ersatz für die heutige Pille galt).

Motoren auf Segelyachten galten damals als unfachmännisch. Wir hatten auf unserem Schiff einen 4 Meter langen Riemen, mit dem wir bei Flaute aus dem Hafen heraus wriggten. Die nautische Ausrüstung war auch nicht überwältigend: Wir hatten einen Trockenkompaß in einer kleinen Holzkiste, die bei Bedarf dem Rudersmann vor die Füße gestellt wurde. Als Beleuchtung diente eine Petroleum-Stallaterne. Kam ein Schiff nachts in bedrohliche Nähe, dann rief Hein Schlesinger: „Wies em de Lamp!“ Und dann hielt ich die Petroleumfunzel schön hoch, bis uns der andere Rudersmann ausgemacht hatte. –

Im Winter haben wir manchen Sonntag damit verbracht, alte Farbe vom Boot abzukratzen, Masten und Stengen mit der Ziehklinge oder Glasscherben abzuziehen. Als Farbenentferner galt eine Mischung von Kalk und Kastrich-Soda als besonders wirkungsvoll, wenn mit wenig Wasser zu einem Brei verrührt. Aber damit konnte man sich die Klamotten ganz gewaltig versauen!

So weit meine erste Begegnung mit der Seefahrt.

Die Cuxhavener Fischindustrie blühte mächtig auf in den Jahren nach 1925. Es wurden viele Arbeiterinnen gebraucht in der Konservenindustrie. Im Rheinischen Industriegebiet, vor allen Dingen im Distrikt Gelsenkirchen, wurden (Gast-)Arbeiterinnen für Cuxhaven angeworben. Um sie unterzubringen, baute man am heutigen Elfenweg ein Wohnheim für Arbeiterinnen. Zur Leitung des Heimes wurde die Tochter unseres Onkels Pastor Lohmeyer aus Detmold, Klara Lohmeyer, berufen. Sie hat ihre Aufgabe hervorragend gelöst, hat sich mit Liebe und Verständnis um ihre Pfleglinge bemüht. Viele von ihnen, die in Cuxhaven hängen blieben, haben sich noch Jahre danach voller Hochachtung über ihr Fräulein Lohmeyer geäußert. Diese Arbeiterinnen sind es auch, die den Namen „Elfenweg“ gefunden haben in einem Preisausschreiben der Stadtverwaltung. Der Elfenweg war damals nichts mehr als ein meist matschiger Lehmweg, an dem außer dem Wohnheim kein Haus war.

DAS GÄSTEBUCH

Viele Anstöße zu diesen Erinnerungen verdanke ich der Tatsache, daß das Gästebuch der Eltern durch ein Wunder all die Jahre im Familienbesitz blieb. Darin zu blättern, ist immer wieder interessant und oft sehr vergnüglich. Da taucht z. B. am 16. 7. 22 als Gast der Silbernen Hochzeit der Eltern Albrecht Schuback auf (noch nicht Dr.). Am 19. August 1923 feierten Irmgard und Albrecht ihre Hochzeit, noch im Hause Abendrothstr 18. Ich berichtete schon darüber. Ein Jahr später, vom 13. 7. bis 14. 8. 24, waren die beiden wieder zu Besuch, noch allein. Vom 15. 1. bis 15. 2. 1925 war Irmgard mit Ingeborg (Maidi) wieder mal bei den

Eltern. Albrecht war nur einen Tag, am 1. 2., bei seiner Frau, als „verlorener Sohn“! Und dann kommen die dreie Juni–Juli 1925 wieder mal in die alte Heimat, verabschieden sich mit einem langen Gedicht frei nach „Land-Leben in Ritzebüttel“ von Brockes, in dem auch gutes Essen erwähnt wird. Im selben Jahre verlebten Hans und Gertrud „Verlobungstage voller Freude und Sonne“ in Cuxhaven (vom 30. 9. bis 6. 10.). Mutter bemerkte damals: Wenn der Kuchen erst mal angeschnitten ist, dann wird er auch bald alle!

Weihnachten 1925 waren beide Paare, Hans und Gertrud und Irmgard und Albrecht, wieder bei uns. 1.–19. April 1926 besuchten Irmgard und Ingeborg das Elternhaus, Albrecht war nur vom 1. bis 5. April hier. Hier ein Ausschnitt aus Irmgards Gedicht:

Und wenn bei den Radiowellen,
die uns Diedrich tut herstellen,
freudig unsere Ohren gellen,
denken wir: wie wunderbar ...!

Am 3. Juli 1926 feierten Gertrud und Hans ihre Hochzeit, wie schon berichtet. Natürlich waren Schubacks auch dabei. 20. bis 25. Oktober 1926 Irmgard, Albrecht und Ingeborg. Silvester und Neujahr 1926/27 waren die beiden jungen Paare nebst Ingeborg im Elternhause. Ingeborg machte erste Sprechversuche:

Dete is tank,
sitzt aufer Bank,
Topf tut ihr weh,
oh niemand!

Maidi (jetzt endgültig nicht mehr Ingeborg) war vom 14. Mai bis 17. Juli bei den Großeltern, ihre Mutter nur bis 15. Juni und der Vater vom 14.–17. Juli, um die beiden abzuholen.

Hans und Gertrud waren Gäste mit dem ersten Sohn Hans-Henrich vom 1. Juli bis 1. August 1927. Voller Stolz melden sie: „Hans 8 Pfund Gewichtszunahme, Gertrud 6 Pfund“.

Hans-Henrich vergößerte sein Gewicht um 1/6!! Im Winter 1928 war Maidi 3 Monate lang im Großeltern-Haus, Gertrud, Hans und Hans-Henrich in den verlängerten Osterferien 1928 und dann wieder in den großen Ferien 1928. –

Gertrud schrieb im Februar 1929 ins Gästebuch: „Am kältesten Tage dieses Winters bei minus 29° fuhren Hans-Henrich und ich von Petershagen nach Cuxhaven, um unsere liebe Mutter zu pflegen!“

An Vaters Geburtstag am 30. März 1929 waren sie wieder alle da: Albrecht und Irmgard mit Maidi (4 ½ J.) und Gesa 1 ¼ Jahr, Hans und Gertrud mit Hans-Henrich, Gundi und meine Wenigkeit. Vater schrieb darunter: „9 Personen waren 223 Tage anwesend.“

Am 7. bis 14. 10. waren Hans, Gertrud und Hans-H. zu Besuch. Hans-Henrich fand in Maidi seine erste Spielgefährtin, schrieb Hans.

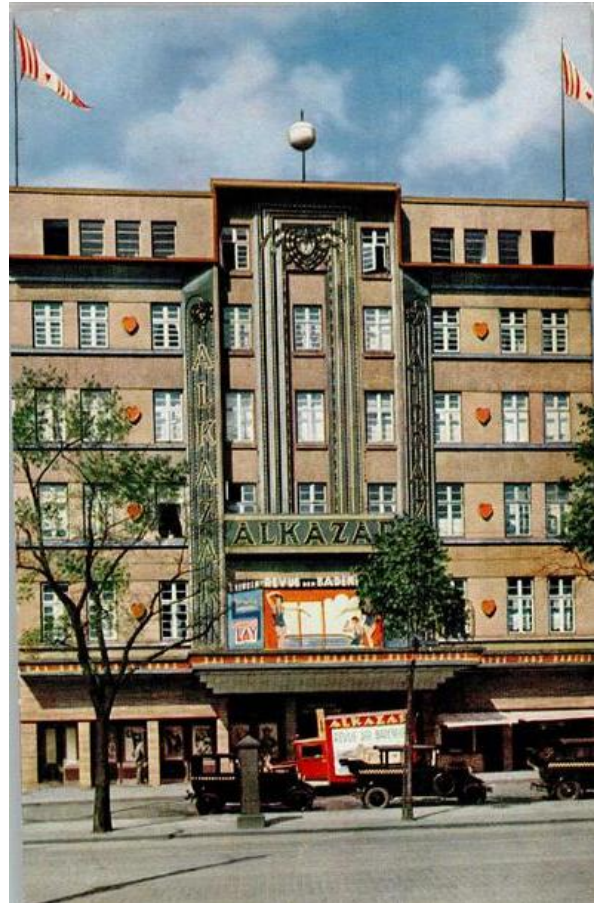
Und so geht das weiter durch die Jahre. Die Eltern hatten immer ein gastliches Haus. Nicht zuletzt verdanken die vielen Gäste ihre angenehmen Stunden der aufopferungsvollen Mühe

Ballhaus Alkazar auf der Hamburger Reeperbahn

unserer langjährigen Haushaltshilfe Dora Kemme. Stets freundlich war sie zu den vielen Gästen, zu den Enkelkindern wie eine gute Mutter. Wir wollen sie nicht vergessen bei diesem Auszug des Gästebuches.

1928: LEHRZEIT IN HAMBURG

Inzwischen hatte ich Ostern 1928 das elterliche Haus verlassen, um eine kaufmännische Lehrzeit in Hamburg bei einer Getreide-Import-Firma zu absolvieren. Ich war damals sehr froh, die Schule zu verlassen, die ich nie sonderlich geliebt hatte. Die Großstadt Hamburg mit ihrem geschäftigen Getriebe, mit ihrem Hafen und den vielen Seeschiffen gefiel mir sehr. Nicht so glücklich fühlte ich mich in meinem kaufmännischen Beruf. Aber unser Vater bestand darauf, daß ich zunächst eine kaufmännische Ausbildung haben sollte, nachher könnte ich ja selber entscheiden, was weiter werden sollte. – Im Nachhinein war das sicherlich eine weise Entscheidung. Aber mir, dem jungen Dachs, fehlte in diesen Ausbildungsjahren einfach das Erfolgserlebnis. Vor Beginn der Lehre hatte Vater vergeblich versucht, eine passende Ausbildungsstelle für mich in Cuxhaven zu bekommen.



1928 begann schon die Weltwirtschaftskrise. Überall wurden Menschen entlassen, immer

größer wurde das Heer der Arbeitslosen. Verhängnisvoll agierte die Regierung Brüning, die in keiner Weise gegen die Wirtschaftssituation ansteuerte. Im Gegenteil hat Reichskanzler Brüning offen erklärt, je schlechter es den Deutschen ginge, um so eher würden die Siegermächte bereit sein, Deutschland von den enormen Kriegtributen zu befreien, ein verhängnisvoller Irrtum! Der dazu führte, daß Mitte 1932 etwa jeder 10te Beschäftigte arbeitslos war. In so einer Zeit stellte kein Unternehmer zusätzliche Kräfte ein. Und die Scharen von Arbeitslosen





strömten zur Hitler-Bewegung, die „Arbeit und Brot“ verhiess.

Trotzdem habe ich die Hamburger Zeit sehr genossen. Durch Freunde bekam ich häufig Freikarten für Theater oder Konzerte. Auf der Reeperbahn in Sankt Pauli konnte man sich schon für wenig Geld amüsieren. Das Alkazar, Hamburgs größtes Ballhaus, bot ständig wechselnde Variété-Programme, die man bei einem Glas Bier zu 50 Pfennig anschauen konnte.

Meine Schwester Gundi arbeitete damals bei der Chemischen Fabrik Promonta. Mit ihr zusammen kaufte ich im Frühjahr 1929 ein Klepper-Faltboot zu RM 342,—, mit dem wir schöne Fahrten machten. Die Wochenenden befuhren wir die Elbe oder Nebenflüsse. Mai–Juni 1929 machten wir eine große Reise: Zunächst mit dem Zug nach Allendorf/Werra, dann im Boot über Hann-Münden, Karlshafen, Minden nach Petershagen, wo wir von Gertrud und Hans Goldstein so nett aufgenommen wurden.

Ich hatte auch nette Freundinnen damals, nichts Ernstes, aber gut für einen angenehmen Wochenendausflug. Wölfchen und Peterlein werde ich nicht vergessen!

Ein Ereignis, das uns alle damals sehr erregte, war der erste Non-Stop-Flug von Europa nach Amerika. Hauptmann Köhl, von Hünefeld und Oberst Fitzmaurice flogen von Berlin zunächst nach Irland, dann bei günstigem Ostwind gelang ihnen der Sprung über den Atlantik, sie landeten mit dem letzten Tropfen Benzin in Canada. Ihre Rückkehr nach Deutschland war ein Triumphzug. Sie landeten mit dem Dampfer „BREMEN“ in Bremerhaven, gerade rechtzeitig, um die neue Straße Bremerhaven–Bremen zu benutzen – damals hervorragend, heute für unsere Begriffe scheußliches Kopfsteinpflaster. Wie hungerten wir damals nach jedem Ereignis, dem deutschen Namen wieder Geltung zu verschaffen.

**Nach dem Ost-West-
Atlantikflug im April 1928:
Hauptmann Hermann Köhl
(links), Major James
Fitzmaurice (Mitte), Ehrenfried
Günther Freiherr von
Hünefeld (rechts)**



Bundesarchiv, Bild 102-06088
Foto: o. Ang. | Juni 1928



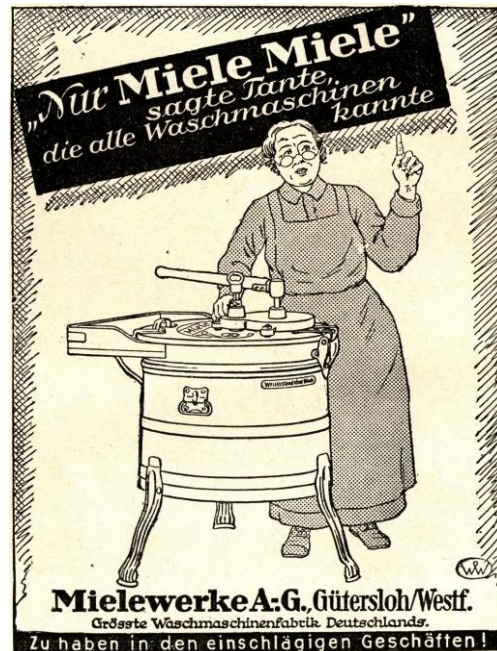
1930: GÜTERSLOH UND PETERSHAGEN

Die Lehrzeit in Hamburg endete Frühjahr 1930. Mit größter Mühe und durch Vermittlung von Vater Goldstein gelang es, für mich eine Stelle als technischer Volontär in der Maschinenfabrik MIELE zu bekommen. Zwischen Ausscheiden in Hamburg und Beginn in Gütersloh war eine Pause von 1 Monat. Vater schlug vor, ich sollte diese Pause ausnützen, um praktisch zu arbeiten und meinen Führerschein zu machen. Bei Firma Botzbach, Cuxhaven, schon damals Mercedes-Benz-Vertreter, bot sich Gelegenheit dazu. Ich kaufte mir einen blauen Monteuranzug und trat an einem Montag diese Arbeit an. Es war sehr nützlich, daß ich bei meinem Führerschein-Lehrgang gleich das Innenleben eines Autos mit erlernte. Fahren lernte ich so nebenbei. Jedesmal, wenn Botzbach junior mit dem Wagen weg mußte, ließ er mich ans Steuer, dadurch lernte ich sehr schnell. 1930 mußte man zur Fahrprüfung noch einen Haufen Technik lernen. Z.B. die Teile der Steuerung mußte ich bei der Prüfung durch einen Baurat runterrasseln können. Auch mußte ich vor den Augen des Prüfers das Auto, einen alten Daimler, mit der Handkurbel anwerfen. Der Wagen hatte Rechts-Steuerung und Kulissenschaltung, Fuß- und Handgas. Eine Besonderheit damals war die 4-Rad-Bremse. Schade, daß man sich damals nicht ein paar von diesen alten „Automobilen“ gekauft und sie so gut aufbewahrt hat, daß man sie heute für schweres Geld als „Oldtimer“ verkaufen könnte!

Nach bestandener Fahrprüfung ging es ab nach Gütersloh. Die Eltern Goldstein hatten mir eine sehr nette Unterkunft besorgt bei der Fleischwarenfabrik Diekötter in der Bahnhofstraße. Frau Diekötter nahm sich sehr nett meiner an. Auch gepflegt wurde ich dort, das ganze für monatlich 80 RM. Es gab sehr gutes Essen mit reichlich Fleisch, meist als Ragout. Als ich mal bescheiden anfragte, ob es auch wohl man Beefsteak gäbe, meinte die gute Hausmutter verschmitzt lächelnd: „Is man ‘nen kötten Weg, wo’s good schmeckt!“ –

In der Fabrik mußte ich mich bei Meister Elbracht melden, der mich zunächst in die Separatoren-Abteilung steckte. Dort wurden die Trommeln für Milchzentrifugen hergestellt. Ich half beim Zentrieren der runden Dinger, die sich mit 1500 Umdrehungen bewegten. Im Laufe von 2 Jahren habe ich fast alle Abteilungen der Mielewerke kennen gelernt. Man hatte vor, mich nach der Ausbildung in die Schweiz zu schicken, wo ich in der dortigen Filiale kleinere Reparaturen machen sollte, um teure Rücksendungen ans Werk zu vermeiden.

Leider hat Miele diesen Plan mit mir später fallen lassen. Im Verlauf der Weltwirtschaftskrise mußte man sehr viele Leute entlassen, natürlich zunächst die jüngeren Unverheirateten. – Sicherlich hätte ich durch geschicktes Jonglieren die Entlassung etwas hinauszögern können. Miele war nämlich ein streng katholisches Unternehmen. Es wurde behauptet, „Mielen-Heini“ überzeugte sich jeden Sonntag, ob seine Leute auch brav in die Kirche gingen. So eine Einstellung war mir als liberal erzogenem norddeutschen Protestant ganz fremd. Eine andere Sache war vielleicht noch gefährlicher: Ich fand Freunde, die allesamt Mitglieder der National-Sozialistischen Partei waren. Zwar trat ich der Partei nicht bei, aber man hat mich wohl gesehen mit meinen neuen Freunden. Kurz, ich war vielleicht nicht das, was Miele von mir erwartet hatte, und darum bekam ich Mitte 1932 meinen blauen Brief. Typisch für die Einstellung in „Gützel“ war der folgende Fall: Ich rauchte Pfeife, wahrscheinlich mit einem besonders wohlriechenden Tabak. Fragte mich der Vater Goldstein: „Wo kaufst Du diesen guten Tabak?“ Ich antwortete: „Bei XY.“ Und der Vater: „Ja, weißt Du nicht, der ist doch katholisch!“ Güterslohs Bevölkerung war in 2 Teile geteilt, die Katholiken und die Protestanten. Niemand kaufte bei der anderen Konfession oder ließ bei den „anderen“ Handwerkern arbeiten usw. Da trat ein Zugereister natürlich leicht mal ins Fettnäpfchen. Vielleicht hätte man mich vorher warnen sollen. Aber ob es bei einem 20-jährigen Burschen genützt hätte?



In den 2 Jahren Gütersloh kam ich auch unter die Motorradsportler. Einen Führerschein hatte ich ja, allerdings mußte ich fürs Motorrad nochmal zur Prüfung. Dann kaufte ich mir ein DKW-Motorrad mit Riemenantrieb und 2-Gang-Schaltung. So etwa 50 km lief das Maschinchen, damals bei den schlechten Straßen schon eine ganz schöne Geschwindigkeit. Mit dem Motorrad konnte ich von nun an an jedem Wochenende nach Petershagen zu Hans und Gertrud Goldstein fahren, die mich wie einen Sohn rührend aufnahmen, wirklich eine zweite Heimat für mich.

Ausschnitt aus einem früheren Bericht über Petershagen, Goldsteins. Kleinere Wiederholungen bitte ich zu entschuldigen:

Die erste Zeit in Gütersloh fühlte ich mich ziemlich einsam. Pfingsten 1930 unternahm ich mit meinem Vetter Reinhard Goldstein, Sohn des Buchhändlers Goldstein (F. Tigges Buchhandlung) eine Radfahrt nach Petershagen, wo meine Schwester Gertrud verheiratet mit Hans Goldstein lebte. Später kaufte ich mir von meinem ersten Ersparten ein Motorrad DKW 200 mit Riemenantrieb. Von da an war ich beweglicher, konnte jeden Sonnabend Mittag nach Arbeitsschluß losfahren, meist nach Petershagen. Viele schöne Wochenenden habe ich damals bei Hans und Gertrud verbracht, für mich sozusagen die zweite Heimat.

Manche Erinnerung habe ich an die Zeit, an das Haus von Tante Sandvoss, wo sie zunächst wohnten, und an ihren Ältesten Hans-Henrich, der Hinnerk genannt wurde. Dieser kleine Kerl war schon früh sehr schlagfertig: Als ihn seine Mutter einmal tadelte: „Du bist ein Hanswurst!“, da entgegnete er: „Und du ein' Mutterwurst!“ – Seine Mutter rieb ihn nach dem Bade stets mit Franzbranntwein ein. Auf dem Flaschenetikett war ein halbnackter Athlet abgebildet, der Hans-Henrich sehr interessierte. „So groß und stark wirst Du auch, wenn ich dich immer schön mit Franzbranntwein einreibe“, erklärte ihm seine Mutter. Als sie ihn einmal aus der Badewanne hob, seufzte sie: „Oh Hinnerk, du wirst so schwer, ich kann dich kaum noch heben!“ Worauf der kleine Pfiffikus entgegnete: „Dann mußt du dich eben immer mit Franzbranntwein einreiben!“ –

Eines Tages traf seine Mutter den kleinen Hinnerk in der Küche an, weinend und heftig spuckend! „Was hast Du, Hinnerk?“ Und er unter Schluchzen deutete auf den Küchentisch, wo eine Packung Maggiwürfel lag, und stieß nur das eine Wort „Bonbonwürfel“ aus. Wie konnte der kleine Mann ahnen, welcher Unterschied zwischen den Worten Bonbon und Bouillon besteht.

Noch eine frühere Erinnerung habe ich an ihn: Das war 2 Jahre vorher, als Gundi und ich unsere Faltbootfahrt von Allendorf in Petershagen beendeten. Wir wollten mit der Eisenbahn nach Cuxhaven zurückfahren, die nächste Station war Lahde/Westfalen. Dorthin mußten wir über die Weser mit der Fähre, die vom Fuhrmann im Handbetrieb bedient wurde. Wir mußten lange warten, bis wir übergesetzt wurden. Gundi und ich mit unserem verpackten Faltboot auf einem kleinen zweirädrigen Wagen, Hans und Gertrud, die ihre Fahrräder für den Rückweg mithatten. Um Zeit zu sparen, packten wir Hans-Henrich auf den Faltbootwagen, Hans und ich setzten uns auf die beiden Fahrräder, die Faltbootkarre zwischen uns, jeder ein kleines Tau in der Hand zum Ziehen. Und so brausten wir los, die beiden Damen im Geschwindsschritt hinter uns her, Richtung Bahnhof Lahde. Der kleine Junge saß nur lose auf dem Gepäck, ein Wunder, daß er nicht runterfiel. Er zog eine kleine Mundharmonika aus der Tasche und blies darauf die Begleitmusik!



MOTORRÄDER

Unvergessen auch die vielen schönen Veranstaltungen, zu denen mich Gertrud und Hans ganz selbstverständlich mitnahmen. Höhepunkt: das Fest von Hansens Chorvereinigung im Gasthaus Grasshoff. So oft war ich mit von der Partie, daß mich verschiedene

Hotel Grasshoff in Petershagen



Petershäger den „jungen Herrn Goldstein“ nannten! Ein unfreiwilliger Witz passierte mir dort. Nach dem Essen sprach Hans stets ein kurzes Dankgebet. Eines Mittags hatten wir eine kleine Motorradfahrt verabredet. Zum Schluß der Mahlzeit sagte er: „Wir wollen danken.“ Das verstand ich falsch und entgegnete: „Nein, wir brauchen noch nicht tanken.“ Ich war eben mit Haut und Haaren ein Motorrad-Fan! Darum war mir auch auf Dauer die DKW-Maschine zu klein. Ich tauschte sie gegen eine größere Zündapp 300. Diese hatte bessere Reifen und Kettenantrieb. Bei der DKW mußte ich häufig auf der Landstraße Reifen flicken oder den Riemen zusammenstückeln. Ein Reserveschlauch und einige Riemenschlösser waren damals Standardausrüstung für eine Überlandfahrt.

Motorräder waren damals sowieso kuriose Dinger: Sie hatten nur eine Bremse, die war am Hinterrad. Einige wenige hatten auch vorn so etwas wie eine Fahrradbremse mit einem Gummiklotz. Der Lenker wackelte schauerhaft, vor allen Dingen auf Kopfsteinpflaster. Darum hatten schwerere Maschinen einen Steuerungsdämpfer, mit dem man das Hin- und Herwackeln des Vorderrades unterdrücken konnte, natürlich auf Kosten der Lenkbarkeit. Meine DKW hatte nur 2 Gänge. Beim Schalten mußte man sehr aufpassen, denn der Schalthebel saß ganz nahe bei der Zündkerze. Wie oft ist mir ein heftiger Schlag durch die Hand gegangen, wenn ich während der Fahrt mal den verkehrten Knopf zu fassen bekam. Beleuchtung oft eine Petroleumfunzel, besser schon ein Karbit-Apparat. Elektrische Scheinwerfer waren ein Super-Luxus an ganz teuren Rädern. Meine Zündapp 300 hatte Antrieb mit 2 Ketten. Die eine ging vom Motor zum getrennten Getriebe, die andere vom Getriebe zum Hinterrad. Gerissene Ketten waren meist eine Mords-Schweinerei, da die Ketten immer gut geölt sein mußten. Kettenglieder hatte jeder zünftige Motorradfahrer in seiner Overall-Tasche, griffbereit. Ebenso führte man immer eine Luftpumpe mit.

Motorradfahren war damals um 1930 eben ein Sport für Bastler. Nicht selten kam man zum Rendezvous mit total verschmierten Händen an. Schlecht, wenn man ein Mädchen ans Herz drücken wollte. Aber die Chancen beim anderen Geschlecht waren damals bei einem „Motorradsportler“ genau so gut wie heutzutage bei einem Porsche-Fahrer.

Um die Jahrhundertwende, so erzählte mir mein Vater, war ein Fahrradfahrer ähnlich begehrt bei den Mädchen wie 1930 ein Motorradfahrer. Um 1900 waren die Fahrradbremsen so

Zündapp Typ Nürburg

Barpreis ab Werk RM 895
auf Wunsch bequeme Teilzahlung

Die zuverlässigste Maschine auf dem deutschen Markt

6 neue Zündapp S 300 errangen bei der 144 Stundenfahrt auf dem Nürburgring 2 große und 6 kleine goldene Medaillen. Dieser beispiellose, alles in den Schatten stellende Erfolg veranlasste uns, dieses neue Modell „Typ Nürburg“ zu taufen.

90 km Stundengeschwindigkeit • 9 PS Bremsleistung • Ventilloser 300 ccm Zweitakt-Motor mit Doppelkolben-Vergaser und Luftfilter • Unzerbrechlicher Profilstahl-Doppelrahmen D. R. P. • Dreigang-Getriebe mit Doppelkette • Kombinierte Bremsen mit automatischem Bremsausgleich • Gazda-Federlenker • Automatische Ölung • Ballon-Reifen 26 · 3,5" auf Sicherheitstiefbett-Felge • Verchromte Teile • Während der Fahrt verstellbare Stoß- und Steuerungsdämpfer • Seitenwagen-Anschlüsse

ZÜNDAPP G. m. b. H., Nürnberg • Berlin W57, Bülowstr. 27 • Köln, Kaiser-Wilhelm-Ring 20 • Hamburg, Chilehaus • München, Sonnenstr. 15

Anzeige 1930

mangelhaft, daß sie eine längere Bergabfahrt nicht überstanden. So konnte man z. B. auf der Grotenburg im Teutoburger-Wald schwere Holzklötze mieten, die mit einem Tau ans Fahrrad hintendran gebunden wurden, um bei der Bergabfahrt die Fahrradbremse zu entlasten. Rücktrittsbremsen konnten noch vor 50 Jahren glühend heiß werden am Berg.

Das erste Motorrad in Cuxhaven besaß Tierarzt Abraham, der am Westerwischweg wohnte. Das war vor dem ersten Weltkrieg. Es hatte neben dem Motor auch noch als Notantrieb Fahrrad-Pedale, etwa wie heute die Mopeds. Als der Doktor Abraham sein Vehikel das erste Mal ausprobierte, da sprang der Motor zwar an, aber der Tierdokter wußte nicht, wie abgestellt wurde. So fuhr er zunächst nach Brockeswalde, dann über Duhnen-Döse den Strichweg entlang, bis er wieder bei seinem Hause ankam. Aber das störrische Rad wollte nicht anhalten, so fuhr er nochmal die Runde. Erst als das Benzin alle war, nahe Duhnen, war er von dem Teufelsritt erlöst, konnte nach Hause schieben. Das ist eine wahre Geschichte, von meiner Mutter ausdrücklich bestätigt.

Kurz vor meinem Fortgang von Gütersloh habe ich der guten Frau Diekötter mal einen mächtigen Schrecken eingejagt: Irgendwoher hatte ich einen Zopf bekommen, damals kamen die Bubiköpfe in Mode, da schnitten sich die Mädchen leicht mal die Haare ab. Diesen Zopf legte ich so unter die Bettdecke, daß er halb herausragte. Das sah dann so aus, als wenn ein Mädchen unter der Decke versteckt im Bett läge. Als die gute Frau Wirtin in mein Zimmer kam vormittags, als ich schon bei der Arbeit war, um mein Bett zu machen, sah sie aus dem zerwühlten Bett den Zopf herausragen! Voller Entsetzen lief sie raus, beobachtete die Zimmertür, aus der ja nun mein nächtlicher Damenbesuch mal rauskommen müßte. Schließlich nach Stunden riß ihr die Geduld. Bei näherer Prüfung entdeckte sie den Scherz und hat sehr darüber gelacht! – Die Diekötters waren mir nämlich recht gut gesonnen, fast auf jeder Fahrt nach Petershagen nahm ich etliche Pfunde Wurst und Schinken mit, die Bekannte dort bei mir bestellt hatten.

1932: WIEDER IN CUXHAVEN

Mitte 1932 packte ich dann meine Koffer in Gütersloh und kehrte recht bedrückt nach Hause zurück. Eine Möglichkeit, damals eine Arbeitsstelle zu bekommen, war so gut wie nicht vorhanden. Inzwischen waren die Eltern umgezogen nach Strichweg 95, wo sie eine Doppelhaus-Hälfte vom Maurermeister Schmarje gekauft hatten. Meine jüngste Schwester Gundi hatte am 2. Oktober 1931 Doktor Heinz Bulle geheiratet.

Nach großen Bemühungen gelang es Vater schließlich, mir eine Stelle als Volontär in der Eisenwarenhandlung Fleischhut an der Deichstraße zu besorgen, selbstverständlich ohne Bezahlung. Aber schon eine Adresse zu haben, wo man sich betätigen konnte, war damals ein Vorteil.

Schon gleich nahm ich wieder Verbindung mit der Seglervereinigung auf, wurde wieder Jungmann auf der SY „Glückauf“ unter Hein Schlesinger. Trotz der allgemeinen Not waren es damals doch für mich schöne Zeiten. Zwar hatte ich kein Geld, bei Fleischhut bekam ich



Cuxhaven, Café Oppen

nur ab und zu ein paar Mark, wenn ich mit meinem Motorrad geschäftliche Fahrten gemacht hatte, oder wenn es mir gelang, einen Ofen oder einen Herd zu verkaufen. Aber ich wohnte ja bei den Eltern, und zum Amüsieren brauchte man nur wenig Geld, wir waren doch recht bescheiden damals.

Damals lernte ich bei der Segelei ein liebes, nettes Mädchen kennen, das ich sogleich in mein Herz schloß, sozusagen meine erste große Liebe! Ihr kennt sie alle, es war Maria Loibl, meine Frau! Sie war in ähnlicher Lage wie ich, auch ohne Arbeit als Volontärin in einer Leihbücherei angestellt, genau so mies dran wie ich. Geld hatten wir nicht, aber wir waren glücklich! Die Wochenenden waren mit unseren Segelfahrten ausgefüllt. Meine Maria zählte bald genau wie ich zur Stammbesatzung unseres „Glückauf“. Sie wurde allgemein „Smutje“ genannt, das bedeutet Schiffskoch.

An Abenden in der Woche gingen wir miteinander spazieren. Wenn es regnete, bot Café Oppen in der Neuen Reihe einen gemütlichen Unterschlupf, wo wir bei einer Tasse Schokolade für 50 Pfennig Stunden zubrachten. Sie wohnte Seedeich 7, von der Neuen Reihe führte ein Durchgang zu dem Hause. Unter einem Jasminbusch dort nahmen wir allabendlich voneinander verlängerten Abschied. Eine goldene Zeit, diese Zeit der jungen Liebe! Ja, goldig nur für uns beiden Verliebten. Sonst war es ganz and garnicht rosig im allgemeinen. Die einzige Hoffnung war derzeit ein Umschwung, der nur durch eine neue Regierung unter Hitler stattfinden konnte nach unserer Meinung. Fischindustrie und Fremdenverkehr, die beiden Stützpfeiler von Cuxhavens Wirtschaft, liefen immer schlechter. Brünings Notverordnungen taten das ihre zur Verschlechterung der Lage.



Margaretha Handorf (im Wagen), 1935

In dieser Zeit wirkte in Cuxhaven der einzige weibliche Reeder Deutschlands: Greten Handorf! Sie wohnte in einem Häuschen in der Neuen Reihe. Da ihr Mann ein Alkoholiker war, hatte sie das Regiment in und außer dem Hause übernommen. Greten hatte 2 Schiffe,

ehemalige Fischkutter, mit denen sie die Verbindung nach Brunsbüttel aufrecht erhielt, wichtig für die Seelotsen, die in Cuxhaven wohnten und meist in Brunsbüttel ihren Lotsendienst beendeten. Greten Handorf war stark gehbehindert. Um ihre Schiffe unter Aufsicht zu halten und für die Wege zum Hafen hatte sie einen kleinen Pferdewagen mit einem Pony. Wenn sie am Hafen an Bord zu tun hatte, legte sie ihr Gespann vor Anker, indem sie ein schweres Gewicht aus dem Wagen auf die Erde stellte und ihr Pferd daran festband. Sie war dick and rund, watschelte mühsam herum and sprach nur Plattdeutsch. Aber ihr Geschäft ging nicht schlecht. Mitte der 30er-Jahre besaß sie sogar einen Dampfer, auf dem sie auch Autos befördern konnte. Sie war ein weit bekanntes Cuxhavener Original.

Der 30. Januar 1933, ein bedeutsames Datum für ganz Deutschland. Obwohl Hitler mit seiner Partei Ende 1932 weniger Sitze im Reichstage hatte als im Sommer 1932, wurde er Ende Januar von dem greisen Hindenburg zum Reichskanzler ernannt. Damit hatte die NSDAP alle Macht im Staat inne. Das „tausendjährige Reich“ sollte beginnen. Plötzlich tauchten in allen Straßen die braunen SA-Uniformen auf. Sie bildeten eine Art Hilfspolizei, sollten das neue Regime stützen. Wir jungen Menschen waren begeistert und selbstverständlich ahnungslos. Für uns war Hitler damals die Führerfigur, eine Art moderner Fridericus Rex, der allein die Möglichkeit hatte, Deutschland aus seiner tiefen Armut herauszuführen. Begeistert lauschten wir am Radio seinen Reden. Mit seiner demagogischen Rednergabe wirkte er auf die Massen. „Gebt mir 4 Jahre Zeit, dann wird alles besser sein“, verkündete er! Gegenstimmen gab es nicht, zum einen, weil die vergangenen Regierungen Armut und Elend der Massen nur vergrößert hatten, zum anderen, weil jegliche Kritik am neuen Regime unterdrückt und verfolgt wurde. Es gab zwar noch Reste von Organisationen der Sozialdemokratischen Partei, aber die wurden schnell verboten und aufgelöst. – Wir Jugendlichen strömten in die Hitler-Organisationen. Ich selber trat als Segler in die Marine SA ein, kaufte mir im braunen Laden von Otto Hoffmann im Alten Weg eine schicke Uniform mit blanken hochschäftigen Stiefeln und ging zum Dienst, der meist aus Märschen durch die Straßen und Absingen von sogenannten Kampfliedern bestand. An Sonntagen bekamen wir eine Art militärische Ausbildung mit Unterricht und Schießen am Gewehr 98, damals die Handwaffe von Heer und Marine. Auf allen öffentlichen Gebäuden wurden Hakenkreuz-Flaggen gehißt. Unser Vater, kurz vor seiner Pensionierung als Direktor der Höheren Staatsschule, trat damals zunächst noch mal ins „Fettnäpfchen“. Als Anfang Februar 1933 eine Gruppe SA-Männer unter Leitung von Förster Vollrath die Schule betrat, um auf dem Dache die Hakenkreuz-Flagge zu hissen, da wollte ihnen unser Vater das verbieten in seiner Eigenschaft als Hausherr der Schule. Aber es half nichts, er hat doch schließlich nachgegeben.

Meine Maria war selbsterständlich auch in den BdM (Bund deutscher Mädels) eingetreten, genau so begeistert wie ich! Damals gab es einen Witz, der für die Zeit bezeichnend ist: Da kommt ein Mann zum Partei-Büro, fragt: „Wann wird eigentlich mir und meinen Kollegen geholfen?“ Fragt der braune Büromann: „Was sind Sie denn von Beruf?“ – „Ich bin Zimmermann!“ – „Ja, dann müssen Sie noch eine Weile warten, wir sind erst beim Buchstaben F, nämlich Feiern, Flaggen, Führerhuldigung, Feuerwerk, Fackeln!“ – Das war damals an der Tagesordnung.



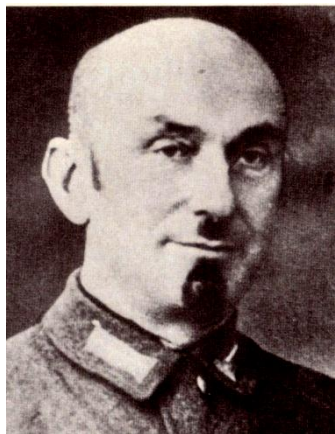
Adele Edlmann und Kinobesitzer Oskar Dankner, Cuxhaven, 27. Juli 1933

Auch eine zweite Nationalhymne bekamen wir, die gleich nach dem Deutschlandlied gesungen wurde, nämlich das Horst-Wessel-Lied: „Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen ...!“ Bei Beginn der Badesaison wurde flugs die Kurkapelle in braune Uniformen gesteckt und war von Stund an die SA-Kapelle. Der langjährige Kappellmeister Stolle allerdings machte nicht mit, gab seinen Posten auf. –

Noch ein Witz von damals: „Ganz Deutschland ist jetzt Braunschweig: Die eine Hälfte ist braun und die andere schweigt!“ Allerlei Unschönes passierte auch in diesen Monaten: Es war bekannt, daß die Nazis den Judenhaß auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Da bildeten sich SA-Trupps, die Juden nachts aus ihren Wohnungen holten und schwer mißhandelten. Es existiert ein Foto aus dieser Zeit. Es zeigt den Kinobesitzer Dankner mit seiner Freundin, wie beide von SA-Männern gefesselt durch die Straßen geführt werden. Anschließend wurden sie mißhandelt. Dieses Foto, stark vergrößert, ist in Palästina in einer antideutschen Ausstellung zu sehen, ein trauriger Beweis für die Zustände damals in Cuxhaven.

Unsere erste große Begeisterung ließ schon nach einigen Monaten nach. Zwar zeigte man das nicht öffentlich, aber man drückte sich möglichst vor öffentlichen Veranstaltungen und SA-Dienst. Wir beiden jungen Liebenden waren auch viel zu sehr mit uns selber beschäftigt, um noch Zeit zu haben, „kämpferisch“ tätig zu sein. Man spürte, wie das Leben mehr und mehr reglementiert wurde durch Partei-Maßnahmen. Die sorglose, jugendliche Freiheit war dahin. Sicherlich, man gab zu, daß eine straffe Zucht durchaus nützlich war für den Wiederaufbau, aber mindestens wir beiden hatten keine Lust, unsere Freizeit mit Politik und Kampfparolen zu verbringen. Es wurden viele Reden gehalten zu der Zeit. Fast alle begannen mit dem Ausspruch: „14 Jahre Kampf liegen hinter uns!“ Schließlich verbot die Parteiführung diese ewigen Wiederholungen, die von wenig Geist zeugten.

Heinrich Grube
(1888–1944)



Eine der ersten Einrichtungen des 3. Reichs waren die Konzentrationslager, in die man alles einsperrte, was sich irgendwie mißbeliebig gegenüber der neuen Herrschaft gezeigt hatte, auch Juden, Kommunisten und Freimaurer. In Cuxhaven kamen im KZ um: Heinrich Grube, feinsinniger Gelehrtentyp, aber überzeugter Sozialdemokrat, und Wilhelm Heidsiek, Redakteur der sozialdemokratischen Zeitung. Ein Ausspruch, halb scherzhaft, halb drohend: „Und das sagst Du zu mir, wo ich so viel von Dir weiß!“ Eine Art von Denunziation.

Um die große Arbeitslosigkeit zu beseitigen, begann die Hitlerregierung schon kurz nach der Machtübernahme mit dem Bau von Autobahnen. Dafür wurden Arbeitslose oft gegen ihren Willen rekrutiert, zu den betreffenden Baustellen geschickt und in Barackenlagern untergebracht. – Ein weiteres Mittel war der zunächst freiwillige Arbeitsdienst, später Reichsarbeitsdienst und für Mädchen Maidenjahr. Später großer Arbeitskräftebedarf durch die Wiederaufrüstung, Westwallbefestigung usw. Jüngere Männer, z. B. Karl Malpricht, Strichweg 110, Cuxhaven, bekamen Lastautos auf Kredit, wenn sie sich verpflichteten, eine gewisse Anzahl von Jahren an Autobahnen und Westwall Material zu fahren.

Einige der neuen Regierenden benahmen sich zuweilen recht auffällig. Z.B. Hermann Göring, im 1. Weltkrieg Jagdflieger, später Reichsmarschall, kam in den 30er-Jahren nach Cuxhaven, um die neue Marine zu inspizieren. Er machte eine Fahrt auf einem Minensuchboot mit, wurde fürchterlich seekrank. Beim späteren Abschiedessen am Barbara-Tag (4. Dezember) hielt der jüngste Fähnrich eine Rede, in der er seine Vorgesetzten anpflaumen durfte. Hermann Göring ernannte er in seiner Ansprache zum „Reichsfischfuttermeister mit der Berechtigung, ein Netzhemd zu tragen!“ Göring, der diesen Ulk sehr übel nahm, verlangte strengste Bestrafung, ganz unüblich in diesem Falle. –



Wilhelm Heidsiek
(1888–1944)

1934: SELBSTSTÄNDIG

In meiner neuen (Volontär-)Arbeitsstelle gefiel es mir von Tag zu Tag schlechter. Mein Chef hatte kurz nach meinem Eintritt seinen einzigen Angestellten entlassen und setzte mich auf seine Stelle für ganz geringe Bezahlung. Das ärgerte mich natürlich, denn das war Ausnutzung meiner Notlage. Und ich hatte ja garnicht die Absicht, meinen Vorgänger zu verdrängen. Im Juli 1933 kam es wieder mal zu einem großen Krach, ich schmiß dem Chef die Arbeit hin, faßte den Plan, mich selbstständig zu machen. Mein Vater war einverstanden, gab mit 1000 Mark als Startkapital. Meine Adresse war nun Strichweg 95, im Hause der Eltern. Eines Tages kam die Polizei, teilte mir mit, ich wäre angezeigt (von Fleischhut) wegen Verstoß gegen das Einzelhandelsgesetz. Man brachte mir aber gleich ein Antragsformular mit. Ein paar Tage später bekam ich die Genehmigung für Einzelhandel und die Anzeige

wurde niedergeschlagen. Das kleine Betriebskapital und meine geringe Erfahrung konnten garnicht große Erfolge erbringen. Zunächst mit dem Motorrad besuchte ich Handwerker, versuchte ihnen Baumaterial zu verkaufen. Aber die Bautätigkeit war gering, auch mußte ich, um ins Geschäft zu kommen, die Preise der anderen Händler unterbieten. Endlich zahlten meine neuen Kunden sehr schleppend, hatten sicherlich auch nur wenig Geld und gaben mir Aufträge, weil sie bei der Konkurrenz zu große Schulden hatten, um dort noch etwas zu bekommen. Es zeigte sich bald, daß diese Art von Handel nichts einbrachte.

Außerdem hatten meine Maria und ich Heiratspläne. Um die zu verwirklichen, mußten wir einigermaßen regelmäßige Einkünfte haben. Darum planten wir, gemeinsam einen Eisenwaren- und Haushaltswaren-Laden zu eröffnen.

Im Hause Strichweg 110, schräg gegenüber von dem elterlichen Hause, mieteten wir einen kleinen Laden, zimmerten selber Börter und Schiebladenregale und begannen mit dem Verkauf Mitte 1934. – Oh, wie waren wir stolz auf unser Geschäft! Meine Braut hatte ihre Stellung in der Leihbücherei auch verlassen, half kräftig im Laden mit. Zu der Zeit kauften wir uns auch unser erstes Auto, einen Opel 4/14 (PS), ein Modell so etwa wie der bekanntere Opel-Laubfrosch. Heute kann man ein gleiches Auto als Seltenheit im Deutschen Museum/München bewundern. Der „Wagen“ kostete 300 Mark und lief etwa 50 km. Wir nannten ihn „Japs“, weil er gelb gestrichen war. 2 Personen konnten vorn sitzen. Hinten außerhalb der Kabine eine Klappe für Gepäck oder einen Notsitz. Der Anlasser war eine Drehkurbel. Mit viel Schwung mußte man den Motor zum Laufen veranlassen. Im Winter ließ man das Kühlwasser ab, morgens füllte ich dann eine Gießkanne mit warmen Wasser aus dem Badeofen in den Kühler, damit war das Anspringen einigermaßen sicher. Das Gas für den Leerlauf stellte ich durch ein Holzscheit her, das zwischen Kupplungs- und Bremspedal geklemmt wurde und das dazwischen liegende Gaspedal runterdrückte. –

Man kann sich vorstellen, daß ich mit dem Wägelchen so allerlei erlebt habe. Plattfuß kam häufig vor. 2mal brach eine Pleuelstange. Einmal verlor ich sogar das rechte Hinterrad. Das war auf der Altenwalder Chaussee. Ich sah noch, wie das lose Rad mich überholte, am Kantstein in die Höhe sprang und in einen Graben fiel, dann krachte auch schon das Auto mit der rechten Seite hinten aufs Pflaster. Mein Mitfahrer, Georg Bening, damals Kompaß-Kompensierer, wurde kreideweiß. Das hatte er auch noch nicht erlebt. –



**Opel 4/14 „Laubfrosch“
(Foto: Fotofortepan Vojnich Pál
CC BY-SA 3.0)**

DKW Reichsklasse

(Foto: Lars-Göran Lindgren Sweden CC-BY-SA 3.0)



Wenn ich Vollkraft fuhr, dann sprang zuweilen der große Gang raus. Ich half mir mit einem runden Stück Autoschlauch, über den Schalthebel gestülpt und mit einer Schnur nach hinten befestigt. Zum Glück gab es damals noch keinen TÜV. Die wären in Ohnmacht gefallen, wenn sie meinen stolzen Firmenwagen gesehen hätten. Aber wir haben manche ziemlich weite Fahrt mit dem Japs gemacht. Häufiger nach Hamburg zum Einkauf. Damals fand auf dem aufgelegten Hamburg-Süd-Dampfer „Cap Polonio“ die erste

Hamburger Verkaufsmesse statt. Ganz großartig für damalige Begriffe. Auch in Petershagen waren wir einmal, besuchten die Goldsteins und ihre damals 2 Kinder. Eines Tages hatte der Japs nun doch ausgedient. Ich hatte ihn tadellos in Schuß gebracht, neu angestrichen und führte ihn einem Interessenten vor. Dabei merkte das schlaue Auto, daß es abserviert werden sollte, und schwor Rache. Auf der Steimarer Straße, damals so eine Art Test-Rennstrecke, blieb er plötzlich stehen, sagte keinen Mucks. Das war zwar nicht ungewöhnlich, aber doch peinlich bei einer Vorführfahrt. Der Japs hatte sich aber etwas ganz Raffiniertes ausgedacht: Die Antriebswelle für den Verteiler war glatt abgebrochen, ein Schaden, der, wie mir der Meister von Hoppe & Kroos versicherte, fast nie passierte. Aber 100 Mark habe ich dann schließlich doch noch für den alten Esel bekommen. Das neue Auto war ein DKW-Reichsklasse, den ich als Vorführwagen bei DKW in Chemnitz kaufte für 1200 Mark. Die Karosserie war aus Sperrholz, Verdeck rückklappbar aus Segeltuch und der Motor ein lustig qualmender 2-Takter. Insgesamt für damalige Begriffe ein sehr schickes Auto mit 4 Sitzen. Nur mußte man Benzin-Öl-Gemisch tanken, was unbequem und zeitaufwendig war. Den DKW habe ich ganz kurz vor Kriegsausbruch 1939 verkauft, bevor alle Privatfahrzeuge von der Wehrmacht beschlagnahmt wurden.

1936: HOCHZEIT

Aber so weit sind wir noch nicht: Im Jahre 1936 am 15. August heirateten wir. Vorher waren noch einige Hindernisse zu überwinden. Familie Loibl war katholisch. Vater Loibl, der alte Seelotse, mochte mich ganz gut leiden und hatte an sich nichts gegen eine evangelische Heirat. Aber die gute Mutter Loibl war anderer Ansicht, sehr streng kirchlich, sicherlich vom Pfarrer beeinflußt lehnte sie die geplante Eheschließung strikt ab. Als Verstärkung wurde noch eine Tante aus Bayern zu Hilfe geholt. Für meine kleine Maria wurde schließlich der dauernde Druck zu Hause zu viel, sie wurde blaß und nervös, man mußte befürchten, daß sie krank wurde. In dieser Not erklärten sich Hans und Gertrud Goldstein spontan bereit, ihre zukünftige Schwägerin in ihr Haus aufzunehmen. Liebevoll haben sie sie rausgepäppelt, und Gertrud hat ihr gleichzeitig etwas Haushaltskunde beigebracht. Dafür waren wir Goldsteins

damals sehr dankbar. Und das ist auch jetzt unvergessen, diese Hilfsbereitschaft in unserer Notlage! –

Ebenso geholfen hat uns meine jüngste Schwester Gundi: Aus Gründen, die ich bereits beschrieb, war es nicht möglich, daß unsere Hochzeit im Hause Loibl stattfinden konnte. Da erklärte sich Gundi Bulle sofort bereit, uns die Hochzeit auszurichten. Es war keine riesige Feier: Eine schlichte Trauung in der Martinskirche, nachher ein gemütliches Essen im Hause Bulle im engsten Kreise. Vater Loibl war auch anwesend.



Cuxhaven: Martinskirche

Unsere Hochzeitsreise machten wir mit dem neuen DKW-Auto nach Hamburg zur Ausstellung „Planten un Blumen“, die damals gerade Premiere hatte. Während unserer Abwesenheit hat Hans Goldstein unseren Laden Strichweg 110 versorgt.

Die Schwiegermutter Loibl hat später ihren Widerstand aufgegeben. Mutter und Tochter hatten dann ein nettes Verhältnis zueinander. Aber schon in den Jahren vor der Hochzeit bin ich im Hause Loibl ein- und ausgegangen, wurde stets sehr nett aufgenommen.

Vater Loibl war ein großer Bastler und Radio-Amateur. Er besaß einen der größten Radioapparate, den es in der damaligen Zeit gab, ca. 1 Meter lang, mit mindestens 12 silbrigen Radoröhren bestückt. Obendrauf stand eine viereckige Rahmenantenne von 1 Meter Durchmesser. Mit dieser Rahmenantenne und etwa 10 Einstellknöpfen holte sich Vater Loibl schon damals sehr entfernte Sender ran. Für die Einstellung mußte er extra für den Apparat berechnete Tabellen benutzen. Auch die Stellung der Rahmenantenne war wichtig. Außerdem konnte er noch eine etwa 12 Meter lange Antenne zuschalten, die den Etagenflur entlang gespannt war. Insgesamt eine aufregende Sache, bei Vater Loibl Radio zu hören, natürlich mit Kopfhörern. Hatte man so ein Ding stundenlang auf, dann spürte man richtig eine Rille auf der Schädeldecke, wo sich der Bügel eingedrückt hatte. Ein weiteres

Problem war das Rückkopplungspfeifen, das auch die umliegenden Radiohörer störte. Viel Störungen machten auch die Funkentelegrafie-Sender der Schiffe im Verkehr mit Elbe-Weser-Radio.

Die Rundfunksendungen wurden damals meist im Original übertragen, heute sagt man „live“ dazu. Natürlich gab es damals



Adolf Hitler inspiziert den Volkswagen

Volksempfänger 301w
(Foto: Hihiman CC BY-SA 3.0)



schon Schallplatten, Konservenmusik sagte man damals verächtlich, Tonaufzeichnungen konnte man derzeit nur auf Wachsplatten machen, von denen dann die Schallplatten hergestellt wurden. In den 20er-Jahren gelang es zum ersten Male, Sprache und Musik zunächst mit Stahldrähten, dann mit Magnet-Bändern aufzunehmen. Das machte um 1930 die ersten Tonfilme möglich. Nach 1933 taten die Nationalsozialisten alles, um jedem Deutschen das Radio-Hören zu ermöglichen und damit ihrer Nationalen Propaganda möglichst weite Verbreitung zu verschaffen. So wurde schon bald ein Volksempfänger (VE 301) entwickelt und für den damals sensationell niedrigen Preis von RM 79.-- verkauft, niedrigste Ratenzahlung ohne Aufschlag! Weil andererseits größere Radioapparate erheblich teurer waren, wurde der VE 301 wie wild gekauft, stand in jedem Hause. Sein Nachteil, oder für die

Regierung Vorteil: Fernempfang war mit dem Gerät nicht möglich, daher konnte der deutsche Normalverbraucher keine ausländischen Gegenpropaganda-Sendungen hören! Davor sollte die Bevölkerung abgeschirmt werden. Im Kriege wurde sogar das Abhören ausländischer (Feind-) Sender mit der Todesstrafe geahndet!

Neben dem Volksempfänger wurde später auch ein Auto entwickelt, das man Volkswagen nannte. Es sollte für RM 1.000.-- an alle „Volksgenossen“ geliefert werden. Auch hier bequeme Ratenzahlung. Nach 1945 beeilte man sich, alle

nationalsozialistischen Worte und Redewendungen auszumerzen. Das wurde nur beim „Volkswagen“ vergessen. Er wurde zu einer Weltmarke, ausgerechnet diese von den Nationalsozialisten erdachte Automarke!

Doch zurück in die 30er Jahre: Unter Hitlers Anleitung wurden die Deutschen immer selbstbewußter! Hitler ernannte sich 1934 gleich nach Hindenburgs Tod zum Führer und Reichskanzler. 1935 fand im Saargebiet eine Abstimmung statt, ob man dort weiter unter Verwaltung des Völkerbundes bleiben wollte oder zurück ins „Deutsche Reich“! 90,5 Prozent der Saarländer stimmten für Deutschland damals. Die Hitlerregierung hatte alles getan, um dieses Ergebnis zu erzielen. Aus der ganzen Welt wurden die Saarländer kostenlos nach Deutschland geholt, nur um abzustimmen. ☒

